

# BADISCHE HEIMAT

Mein Heimatland

53. Jg., Heft 2, Juni 1973

M 1459 F



„Frühlingsreigen“ im Schwarzwald

Gemälde v. Hans Thoma

# BADISCHE HEIMAT

## INHALT

MEIN HEIMATLAND  
53. Jahrgang / Heft 2, Juni 1973

Herausgegeben im Auftrag des  
Landesvereins  
Badische Heimat e. V.  
für Heimatkunde und Heimatpflege,  
Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst,  
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger  
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt  
Freiburg i. Br., Tel. 73724  
Haus Bad. Heimat, Hansjakobstr. 12

Mitglieder des Redaktionsaus-  
schusses: Dr. Otto Beutenmüller,  
Bretten, Dr. L. Döbele, Säckingen,  
Dr. R. Feger, Freiburg, W. Hensle,  
Lahr, Dr. E. Strobel, Karlsruhe, Dr.  
A. Trautmann, Walldürn (Müllheim)

Diese Zeitschrift erscheint viertel-  
jährlich. Der Verkaufspreis ist durch  
den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis  
für Einzelmitglieder. . . DM 18.—

Einbanddecken zu DM 4.— für die  
Jahrgänge 1971, 1972 sind vorrätig.  
Alle Rechte der Vervielfältigung  
und Verbreitung behält sich der  
Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift  
sind an den Landesverein  
Badische Heimat, Freiburg i. Br.,  
Hansjakobstr. 12, zu richten. Für un-  
verlangte Manuskripte und Be-  
sprechungsstücke wird keine Haftung  
übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins  
Postcheckkonto Karlsruhe 16468  
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873  
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 370437  
Städt. Spark. Freiburg, Girokonto. 2003201

Gesamtherstellung und  
Anzeigenverwaltung  
Verlag G. Braun, 7500 Karlsruhe 1  
Karl-Friedrich-Str. 14-18  
Tel. \*26951 Telex 07826904 vgb d

Klischeeherstellung:  
Schuler & Co., Freiburg/Br.  
Kartäuserstraße 50

Frühlingsbräuche in unserem Land <i>Von Lili Fehrle-Burger, Heidelberg</i> . . . . .	145
Sommernacht sinkt <i>Gedicht von Juliane Chakravorty-Ebbing</i> . . . . .	158
Pinienzapfen auf Brunnen <i>Von Ludwig Merz, Heidelberg</i> . . . . .	159
Der frühromanische Türsturz in der Kirche zu Peterzell <i>Von Job. Minnichreiter, Baiersbronn</i> . . . . .	165
Jauchzendes Lied <i>Gedicht von H. Bahrs</i> . . . . .	173
Die St. Galluskapelle zu Rassbach <i>Von Reinhard Frauenfelder, Schaffhausen</i> . . . . .	174
Bis sie verblühten <i>Gedicht von Juliane Chakravorty-Ebbing</i> . . . . .	182
Die Silbermannorgel der Baden-Badener Stiftskirche in der kath. Pfarrkirche zu Bulach <i>Von P. Albert Hohn, Stift Neunburg</i> . . . . .	183
Berauscht von Orchideen <i>Von Hans-Rüdiger Fluck, Freiburg</i> . . . . .	199
Gastlig si <i>Gedicht von Karl Kurrus</i> . . . . .	202
Die „Brooklyn Brücke“ mit den Augen eines Heidelberger Malers gesehen <i>Von Lili Fehrle-Burger, Heidelberg</i> . . . . .	203
Dankbar si <i>Gedicht von Karl Kurrus</i> . . . . .	206
Die Quellwasserleitung des Johann Andreas v. Traittour <i>Von Karl Heinz Frauenfeld, Heidelberg</i> . . . . .	207
Der Baum <i>Gedicht von Otto Gillen</i> . . . . .	215
Die Karlsruher Lokalbahnen <i>Von Wolfram-Christian Geyer, Karlsruhe</i> . . . . .	216
Die Elztalbahn und der badische Landtag <i>Von E. Strobel, Karlsruhe</i> . . . . .	225
Metaphorische Flurnamen des Hegau <i>Von Ernst Schneider, Karlsruhe</i> . . . . .	234
Juni im Kaiserstuhl <i>Gedicht von Carlheinz Gräter</i> . . . . .	245
Kleines Wörterbuch für Mittelbaden <i>Von Margot Fuß, Baden-Baden</i> . . . . .	246
Wanderlied <i>Gedicht von Otto Gillen</i> . . . . .	248
Buchbesprechungen . . . . .	249

## Frühlingsbräuche in unserem Land

Von Lili Fehrle-Burger, Heidelberg

In dem modernen Streben nach einer geistigen Einheit Europas sollte man den immer noch lebendig gebliebenen Frühlingsbräuchen in unserem Land eine besondere Beachtung schenken, da die sinnbildliche Bedeutung dieser Bräuche die *völkerverbindende Wurzel* der abendländischen Kultur erkennen läßt. So spielten schon von jeher immergrüne Bäume in den Göttermythen und festlichen Volksbräuchen indogermanischer Hirtenvölker als verehrungswürdige Symbole der unerschöpflichen Naturkraft eine große, geheimnisvolle Rolle. Einem germanischen Sagenmotiv zufolge läßt beispielsweise Shakespeare in seinem „Macbeth“ ein kampferüstetes, von jugendlicher Zuversicht erfülltes Heer im Bilde des *„wandelnden Waldes“* aus dem Süden heraufziehen, um die finstere Trutzburg eines grausamen Winterkönigs zu erobern, dessen traditionelle Züge Macbeth trägt. Der frühlingshafte Triumphzug pflegt nach uralter indogermanischer Sitte in einem Zweikampf zu enden, der dem herkömmlichen Kampf zwischen Sommer und Winter gleicht und in einer Siegesfeier zu Ehren des Sommerkönigs ausklingt.

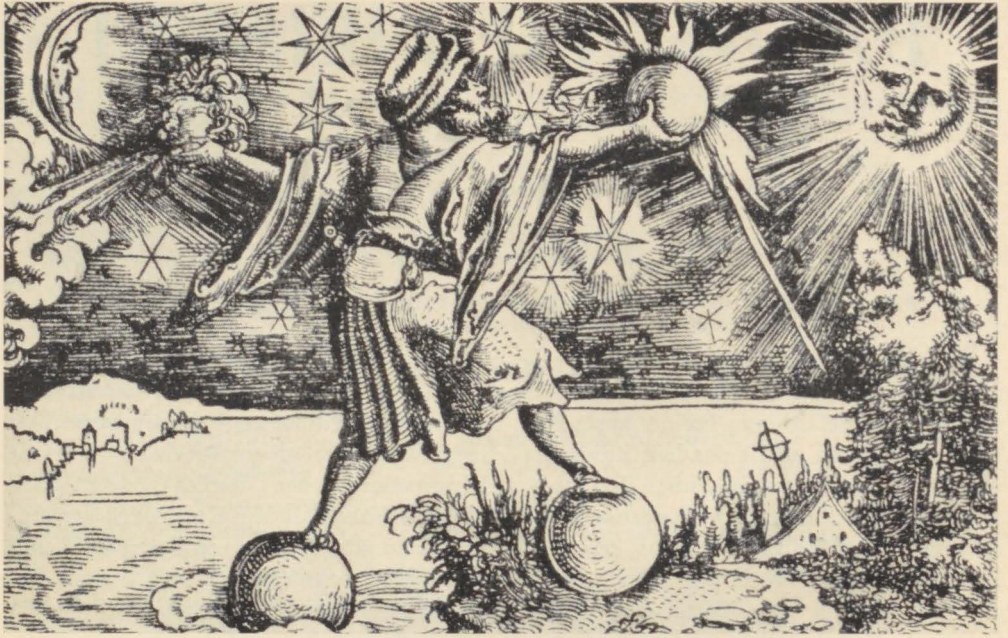
### Sommertagsstecken und Thyrsosstab

Um die Jahrhundertwende, an einem strahlenden Frühlingsmorgen, entrollte sich traditionsgemäß das farbenprächtige Bild des Sommertagszugs durch die Heidelberger Hauptstraße. Noch als ehrwürdige Fürstin am Hofe von Versailles pflegte sich die

Pfälzer Liselotte gerne an dieses alljährliche Ereignis in ihrer lebensfrohen Vaterstadt zu erinnern. Nach uralter, volkstümlicher Sitte begrüßten auch diesmal wieder singende Kinderscharen den festlich geschmückten „Sommerkönig“, indem sie ihre „Siegesszepter“ dazu schwenkten, von Brezeln, Ei und Immergrün bekrönte und mit bunten Papierschlängen umflatterte Stäbe, mit denen sie gleichzeitig den im Strohgewand einherwandelnden „Winterkönig“ in die Flucht trieben.

Albrecht Dieterich, einer der bedeutendsten Forscher auf dem Gebiet der griechischen Mythologie, lenkte damals nach seiner Berufung an die hiesige Universität gerade zum ersten Male seine Schritte stadteinwärts, als ihm aus der einstigen Wahlheimat der Romantiker unter dem blauen Frühlingshimmel der Sommertagszug entgegenkam. Der große, breitschultrige Mann mit dem mächtigen Gelehrtenkopf blieb bei diesem überraschenden Anblick wie angewurzelt stehen.

Glich dieser Umzug nicht den Frühlingsfeiern der griechischen Jugend, wenn sie ihre bunten, schlangenumwundenen Thyrsosstäbe schwingend, die dem Dionysos geweihten Weinberge ihres Landes mit festlichen Begrüßungsliedern umtanzten? — War der Thyrsosstab, von Weinreben, Efeu und Bändern umzogen und in einem Pinienzapfen auslaufend, mit dieser immergrünen Bekrönung nicht ein echter Bruder des pfälzischen Sommertagssteckens? Wahrhaftig, die



*Der Mensch als magischer Beschwörer der Naturmächte und der Gestirne. Holzschnitt v. Hans Weiditz (1532)*

Sommertagsstecken, welche die ahnungslosen Kinder hier in ihren Händen trugen, spielten eine ganz ähnliche Rolle wie die Thyrsosstäbe, welche einst bei den Dionysosumzügen griechischer Frühlingsfeste geschwungen wurden! Und nun sah er in den paarweise im Zug einherwandernden Butzemännern, den pyramidenförmig stilisierten Riesengestalten von „Sommer“ und „Winter“ zu seiner Freude auf pfälzischem Boden die beiden Stammväter der abendländischen Dramenkunst fortleben. Die ursprünglich verwandten Züge griechischen und germanischen Wesens konnten ihm daher kaum anschaulicher vor Augen treten, als zu einer Zeit, da Natur und Kunst in ihrer mythisch-naiven Welt noch nichts von späterer Zwiebracht ahnten. Einst waren bei den Griechen und Germanen diese Frühlingsfeiern vielfach auch mit der Verehrung einer Muttergottheit verknüpft, die als Segensgestalt des pflanzlichen Wachstums verehrt wurde und deren Bildnis daher auf einem Wagen zum Wohle

der Felder und Weinberge umhergefahren wurde, während die Jugend davor tanzte und sang.

### Die Frühlingsgöttin als Braut des Sonnengottes

Das Baden des Bildnisses der germanischen Frühlingsgöttin in einem Fluß, so wie dasjenige der Nerthus in einem See, wovon Tacitus berichtet, mag ein Regenzauber gewesen sein, um einen reichlichen Vorrat an Feuchtigkeit für die Ernte herbeizuwünschen. Eine gute Ernte verriet immer die Anwesenheit der Großen Mutter.

Anwesend, als eingesperrte Frühlingsgöttin im Festungsturm einer alten deutschen Stadt erscheint sie noch auf einem Augsburger handkolorierten Kupferstich in einer pfälzisch-bayerischen Handschrift des 18. Jahrhunderts, von wo aus sie als neugierige Zuschauerin den Streit zwischen Sommer- und Winterkönig verfolgt. Der Sommer, ein kecker, junger Mann mit einem grünen Federhut,



Heidelberger Sommertagszug und Heidelberger Sommertagslied

Summerdag, sctab aus,  
 blos em Winter die Aage aus.  
 Höre mer Schlissel klinge,  
 wolle uns was bringe.

Was dann?

Rote Wei un Brezl nei.

Was noch dazu?

Paar neie Schuh.

Schtrih, schtrah, schtroh,  
 der Summerdag is do.

Heit üwers Johr,

do sinn mer wider do.

O du alter Stockfisch,  
 wann mer kummt, do hosch nix  
 als e Schipp voll Kohle,  
 der Guguk soll dich hole.

Schtrih, schtrah, schtroh,  
 der Summerdag is do.

Der Summer un der Winter  
 des sinn Geschwisterkinder.

Schtrih, schtrah, schtroh,  
 der Summerdag is do.

(Diese Karte wurde von „Heidelberg diese Woche“ gestiftet)

kommt auf Freierrfüßen, um die Tochter  
 des hartnäckigen „Winterkönigs“ aus der  
 tyrannischen Obhut ihres Vaters zu entfüh-  
 ren, woraus sich ein von leidenschaftlichen  
 Gebärden begleiteter Streit ergibt, den ein  
 entsprechender Kommentar erläutert:

Der Sommer und der Winter

„Hier wil der Sommer mit dem kalten  
 Winter streitten

und dieser wehret sich aufs best an allen  
 seitten

Der Sommer wirft ihm vor (hat man's  
 auch je so gehört)

Sein Tochter hab den Arsch im kalten beth  
 verfröhrt.“

Mit drastischen Vorwürfen solcher Art for-  
 dert damit der Sommer den Winter heraus,  
 der sich zu verteidigen sucht. Deutlich lebt



*Der Weingott im Gewand aus Trauben, dem lebendigen Kleid der Gottheit*

in dieser umstrittenen Braut die einstige jungfräuliche Muttergöttin der Antike fort, aus deren Schoß alljährlich das neue Leben der Natur hervorgeht. „Die Baumgeburt des Frühlingsgottes Adonis“, ein um 1500 entstandenes Gemälde von Bernardino Luini in der Mailänder Pinacoteca di Brera veranschaulicht diese weit verbreitete antike Vorstellung durch die Geburt des Frühlings-

gottes aus einer Myrte, die von den Griechen als immergrüner Lebensbaum und Segensbaum der Liebesgöttin Aphrodite verehrt wurde. In diesem Mythos lebt, wie in vielen ähnlichen Mythen, der orientalische Glaube fort, daß die Sonne täglich und alljährlich aus dem dunklen Schoß der Erde wiedergeboren werde, woraus sich schon bei den Ägyptern ein ausgeprägter Madonnen-



Handkolorierter Holzsehnitt d. 18. Jh. in Augsburg

*Streit zwischen Sommer und Winter, angesichts der eingesperrten Frühlingsgöttin*

Der Sommer und Winter.  
 Hier wil der Sommer mit dem kalten Winter streiten,  
 und diser wehret sich außs best an allen seittere:  
 Der Sommer wirsst ihm vor (hat man's auch je so gehört)  
 Sein Tochter hab den Arsch im kalten bech verfröhr.

1. Sommer-Winter-Streit  
 Aus dem 18. Jahrhundert



*Die „Baumgeburt des Frühlingsgottes Adonis“, von Bernardino Luini, um 1500, in der Mailänder Pinacoteca di Brera*





*Der Kinderwunschbaum, alemannisch „Kindlebaum“. Ostpreußisches Gebäck-Model*

kult entwickelt hat. Auch die sterbenden Könige Ägyptens glaubten als irdische Vertreter des Sonnengotts, wie dieser, durch ihren Tod in den dunklen Schoß der Muttergöttin einzugehen, um von ihr wiedergeboren und vor ihrer Himmelsreise von ihrer Milch und ihrem Honig ernährt zu werden und so sieht man bisweilen in ägyptischen Königsgräbern die wiedergeborene

Knabengestalt eines verstorbenen Königs an der Brust der baumgestaltig ihm erscheinenden großen Mutter trinken, Vorstellungen, die später in symbolischer Ausdeutung eine große Rolle in den hellenistischen Taufmysterien spielten.

An jene große baumgestaltige Muttergöttin, die Früchte und Kinder spendet, erinnert auch das deutsche Wiegenlied:

„Die Mutter schüttelt's Bäumelein  
Da fällt herab ein Träumelein“ . . .

Den alten heidnischen Glauben an den Kinderwunschbaum veranschaulicht beispielsweise ein ostpreußisches Gebäckmodell, auf dem eine Mutter ihre Schürze aufhält, um von einem Baum, der statt Früchten träumende Wickelkinder trägt, ein kopfüber in ihren Schoß fallendes Wickelkind aufzufangen. Alemannische „Kindlebäume“ gibt es auch heutzutage noch in der Heimat des Malers Hans Thoma, der auf einer Bergwiese im Schwarzwald den Frühlingsregen ausgelassen tanzender Kinder um einen knospenden Baum geschildert hat, während im Vordergrund ein schwarzes und weißes Böckchen den Kampf zwischen Sommer und Winter mimen.

### Das Ei in der Sommertagsbrezel

Seit langem hat man sich gefragt, warum die Kinder in der bekronenden Brezel ihres Sommertagssteckens ein Ei tragen. Brezel und Ei werden von der Spitze des Steckens durchbohrt und daran aufgespießt, ehe darüber das Blumenbüschel, meist Schlüsselblumen mit Immergrün, befestigt wird. Die Brezel, ein Symbol des gebärenden Mutter-schoßes, stellt das weibliche Gegenbild zu dem Sonnenrad dar, mit dem die Frühlingsumzüge auf germanischem Boden schon seit Jahrtausenden verknüpft waren.

In der naturreligiösen Symbolik der Antike setzt das Ei als Sinnbild der alljährlich wiedergeborenen Schöpfung den Glauben an eine Himmelhochzeit voraus, in der sich die zeugende Kraft der Sonne mit einer alles Leben gebärenden Naturkraft vermählt. So hat beispielsweise noch 1672 der Kosmograph Georg Stengel in seiner Abhandlung, „Ova Paschalia“, auf einem Kupferstich die Schöpfung als *Weltei* dargestellt, worin, umgürtet vom Tierkreis der Sternbilder, Himmel und Erde noch ungesondert miteinander verbunden sind, denn „das Ei“,

wie J. J. Bachofen (1815—1887) in „Urreligion und antike Symbolik“ erklärt, „umschließt in sich die männliche und weibliche Naturpotenz, den Strom des Werdens und Vergehens . . .“, es ist die Keimzelle allen Lebens und der ganzen Götterwelt.

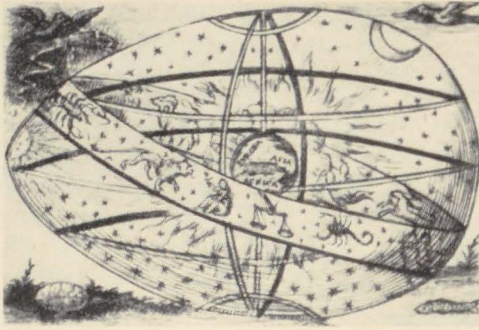
Die große Urmutter, aus deren immerfort gebärendem Schoß Menschen, Tiere und Pflanzen hervorgehen, pflegte man mit der wechselnden Gestalt des Mondes in Verbindung zu bringen. Allen Mondgöttinnen, die im Gefolge der großen Urmutter in den Schöpfungsmythen der antiken Kulturvölker eine Rolle spielten, wurde daher ein segensreicher Einfluß auf Entstehung und Wachstum des Eis zugeschrieben. In dem Glauben an den kosmischen Ursprung des Eis war zugleich auch für die Sterblichen die Verheißung enthalten, durch die Gnade der Mondgöttin zur Lichtwelt emporzusteigen.

Als österliche Mondgöttin mit einer brütenden Henne in ihrem Henkelkorb und zwei aufspießenden Kornähren in ihren Händen, ist beispielsweise der Ostermonat „Aprilus“ auf einem um 1200 entstandenen, rheinfränkisch beeinflussten Mosaik der Kathedrale von Aosta in Piemont dargestellt. Diese typisch muttergöttliche Deutung liegt auch der symbolischen Bekrönung des pfälzischen Sommertagssteckens durch eine Brezel und ein Ei zugrunde. Die sinnverwandte holländische „Osterpalme“, ein Stab, an dem übereinandergereichte Eier und Brezeln aufgespießt sind und dessen Spitze von einer *brütenden Henne* bekrönt wird, bringt die muttergöttliche Funktion des festlich begrüßten Frühlings mit realistischer Deutlichkeit zum Ausdruck. Die fruchtbare Tätigkeit der Henne wird nicht nur durch ein Fähnchen an ihrem Schwanzende angezeigt, sondern auch das Zusammenwirken der Geschlechter zu beiden Seiten der aufgesteckten Eier durch paarweise angebrachte Fähnchen, deren oberstes Paar durch Mann und Frau gekennzeichnet ist.



„Frühlingsreigen“ im Schwarzwald

Gemälde v. Hans Thoma



„Das Weltei“, *Ova Paschalia*  
Kupferstich v. Gg. Stengel 1672

### Der Osterhase als Begleittier der Mondgöttin

Die bisherige Forschung hat sich in einem unfruchtbaren Streit darüber erschöpft, ob es die von Jacob Grimm vermutete germanische „Ostara“ gegeben habe und inwieweit dieselbe mit der von Tacitus geschilderten germanischen „Nerthus“ identisch sei. Grimm berief sich dabei auf einen Bericht des berühmten angelsächsischen Kirchenvaters Beda Venerabilis (673—735) wonach dieser christliche Missionar Augenzeuge einer kultischen Verehrung der Frühlingsgöttin „Eastre“ oder „Eostre“ gewesen sei. Das englische „Eastern“ entspräche demnach dem deutschen Ostern, der einstigen kultischen Verehrung einer germanischen „Ostara“ zufolge. Auch wurde wohl, mit aus diesem Grunde, im Zeitalter Karls des Großen das christliche Tauffest, das Fest der Wiedergeburt und Auferstehung Christi im Herzen der Gläubigen, vom 6. Januar, dem Epiphaniastag, auf das germanische Osterfest verlegt. Mag der Name der Göttin Ostara auch legendären Ursprungs sein, so weisen doch deutliche Spuren in der christlichen Kunst auf das Fortleben einer österlichen Frühlingsgöttin hin, die schon vor der Christianisierung der germanischen Völker unter dem Einfluß der antiken Mittelmeerkultur menschliche Züge angenommen haben dürfte.

Ein schönes christliches Beispiel dafür bietet die Pariser Nationalbibliothek in dem um 1200 entstandenen Manuskript 403, einer apokalyptischen Bilderfolge, deren ikonographische Tradition vermutlich schon in karolingischer Zeit begründet wurde. Die Illustration zum 12. Kapitel der Apokalypse, das die Bedrohung der Himmelskönigin und ihres Heilandknäbleins durch den lichtfeindlichen Drachen schildert, versinnbildlicht den österlichen Taufkult. In der flammenden Glorie der Ostersonne erscheint dort die Gestalt der Himmelskönigin als jungfräuliche Maria-Ecclesia, die den Heiland einst gebar und im Taufkult auf geheimnisvolle Weise immer wieder gebiert. Zum Zeichen ihrer geistig-seelischen Mutterschaft, die sich jenseits aller irdischen Vergänglichkeit vollzieht, tritt sie die Mondsichel, das einstige Hoheitssymbol der großen Muttergöttin, „aus Verachtung“ mit den Füßen, um darzutun, daß dieser österliche Geistesfrühling christlichen Ursprungs sei.

Der traditionelle Zusammenhang mit der bodenständigen heidnischen Verehrung einer frühen Mondgöttin ist in dieser Darstellung jedoch deutlich erkennbar geblieben, denn rechts unten erscheint unter dem Lebensbaum in einer eiförmigen Berghöhle der *Osterhase*. In späteren Wiedergaben dieser Darstellung, die vor allem durch die Blockbuchapokalypse weiteste Verbreitung fand, wurde der Hase weggelassen, weil er offenbar durch den Aberglauben, der sich an die zunehmende Hexenverfolgung knüpfte, allzu sehr in Verruf geriet. So schreibt ein Schweizer Rezept vor: „Bestreiche die Schwelle der Türe Deines Mädchens mit Hasenblut und es wird, wenn es darüber geht, unwillkürlich seinen Rock bis über den Nabel hochheben.“

Dieses drastische Beispiel jenes magischen Fruchtbarkeitszaubers, worin der Hase als ein liebestoller Dämon des weiblichen Geschlechts auftritt, macht seine Verbannung aus der Versinnbildlichung christlicher Heilmysterien verständlich, um so mehr als bei-

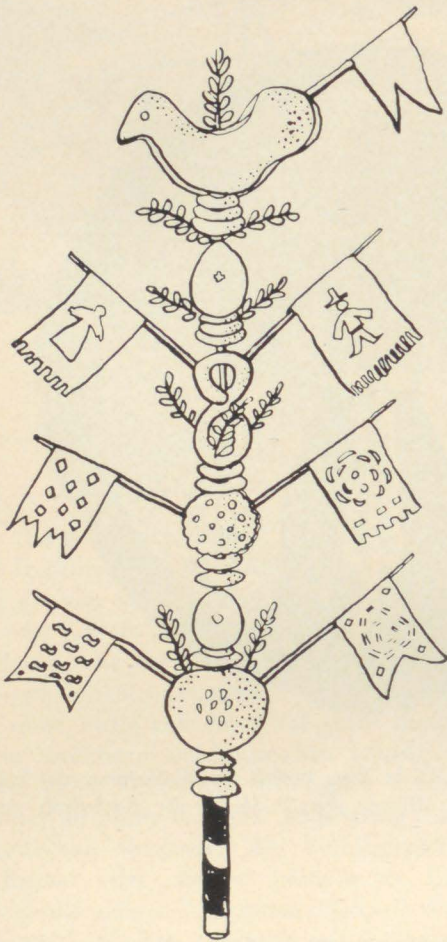


*Der Monat „Prilius“, als weibliche Segensgestalt des Wachstums, mit brütender Henne im Henkelkorb, Mosaik des 12. Jh. in der Kathedrale von Aosta, Piemont.*

spielsweise Antonio Pisano, gen. Pisanello (1395—1450) in seiner Darstellung der „Wollust“, einer aufreizend hingelagerten nackten Frauengestalt mit einer üppigen Fruchtbarkeitskrone auf dem Kopf und einem *Hasen* zu ihren Füßen, ein herausforderndes irdisches Gegenbild zu der christlichen Himmelskönigin geschaffen hat, zu einer Zeit, da viele Universitätsprofessoren heftig darüber stritten, ob die Frauen überhaupt eine Seele hätten.

Als verführerischer Dämon des Liebeszaubers spielt der Hase auch in der rheinpfälzischen Sage vom „Hasensprung“ eine Rolle, woran der danach benannte Wein des berühmten Brentano-Hauses in Winkel am

Rhein erinnert, den Goethe besonders schätzte. Auf dem Weinberg dieser Gegend sollen sich einst dort herumspringende Hasen an einer lieblichen Quelle erquickt haben, deren zauberkräftige Wirkung vorüberziehende Wanderer, die davon tranken, in einen lieblichsten Zustand versetzt habe. Die Quelle sei zwar später versiegt, aber ihre Wirkung sei auf den Wein übergegangen, den man später auf diesem Berg angepflanzt habe. Daher habe er seinen Namen erhalten. Auch auf Gemälden, die das Frühlingsfest zu Ehren der Venus verherrlichen, ein beliebtes Thema der italienischen Renaissance, pflegen sich zwischen den Liebespaaren an vorüberziehenden Quellen zahlreiche Hasen zu



Holländische „Osterpalme“ mit brütender Henne als Bekrönung

tummeln. Schon in der antiken Kunst versinnbildlicht der Hase die aufbrechende Keimkraft und man sieht ihn daher auch als Dämon des Liebeszaubers im Gefolge griechischer Waldgeister an ausgelassenen Frühlingstänzen teilnehmen.

### Der Hase als astralmythisches Symbol

Der Glaube, daß im *Mond* ein Fruchtbarkeitsdämon in Gestalt eines Hasen im Dienst einer Mondgöttin stehe, ist seit Jahrtausenden

bei den verschiedensten Völkern der Erde, vor allem in Asien, verbreitet gewesen.

Werner Wolf, Germanist und Sohn des bekannten Heidelberger Astronomen, hat diese Tatsache auf eine eigentümliche hasenähnliche Gestaltung der Mondflecken zurückgeführt, die er in seiner Studie über den „Mond im deutschen Volksglauben“ (1929) durch archäologische und optische Bilddokumente überzeugend belegen konnte. So begegnet man darin einer Mondgöttin aus dem Bilderkreis der Inkas, der eine Drachenschlange zugeordnet ist, die auf ihrem Rücken den Hasen in der Mondsichel wie in einem Schneckengehäuse trägt. Auf einer anderen Darstellung trägt ein hurtig dahin marschierender Hase den Mond wie einen eierförmigen Tragkorb spazieren. Etliche ähnliche Beispiele lassen vermuten, daß der Glaube an einen Eier legenden Osterhasen einem uralten heidnischen Fruchtbarkeitskult entsprungen ist.

### Der Eier legende Osterhase

Ein Osterhase im kunstvollen Rankenwerk eines farbenprächtigen, goldverzierten Missale pfälzischer Herkunft, im Jahre 1343 entstanden, ist im Diözesan-Museum in Speyer am Rhein zu bewundern. Nicht Eier, sondern Eicheln, die zur ältesten Nahrung der Menschen gehören, legt hier ein springender Hase. Aus den aufgeplatzen Schalen sehen die Eicheln wie großäugige ausschließende Kücken hervor. Typisch für die traditionelle Rolle, die hier der Osterhase als Fruchtbarkeitsdämon spielt, ist die aufsprießende Kornähre, die er im Maul trägt und das aus seinem Schwanz hervorwachsende Eichblatt mit den embryonalen Gebilden der Eicheln. Wie es dem Fruchtbarkeit verheißenden Frühlingshasen entspricht, ist er aufwärts springend dargestellt und schon dadurch als Osterhase gekennzeichnet, während der Erntehase abwärts springend dargestellt zu werden pflegt. Ein weiteres Bild



Illustration zu Apok. 12: Wiedergeburt Christi im österlichen Taufmysterium. Rechts unter dem Lebensbaum der Osterhase. 12. Jh. Ms 403. Pariser Nationalbibliothek

in diesem Missale zeigt im schmalen Mittelfeld einer großen Initiale einen liegenden Hasen, der eine Kornblume im Maul trägt und dessen Schwanz, wie beim römischen Mithras-Stier, in drei aufspießende Kornähren ausläuft, wodurch er im traditionellen Sinne als Fruchtbarkeitsdämon der Kornfelder aufgefaßt ist. Zu beiden Seiten des Hasen erscheint ein seltsames königliches Hochzeitspaar, drachengestaltige, geflügelte Wachstumsdämonen mit jungen, schönen Menschengesichtern, die durch Krone und Stirnreif als mythische Herrscher über Feld und Wald erkennbar sind und schon seit Jahrtausenden als Kornkönigspaar verehrt zu werden pflegten. Mit diesem heidnischen Geisterglauben, der sich so häufig in das spielerische Rankwerk mittelalterlicher Gebetbücher und Bilderbibeln eingemischt hat,

war auch die früher weit verbreitete Vorstellung vom „wildem Mann“ verbunden, ein behaarter langbärtiger Waldgeist, einem Zottelbär ähnlich, der sich irgendwo im tiefsten Dickicht versteckt hielt und von den Kindern des nächsten Dorfes gesucht werden mußte. Sobald sie ihn fanden, schmückten sie ihn und führten ihn dann im Triumphzug als Fruchtbarkeit verheißenden Wachstumsdämon ins Dorf, wo er jubelnd begrüßt und umtanzt wurde. Seine mythische Gestalt lebt im Märchen vom „Eisenhans“ und im bärengestaltigen König des Märchens von „Schneeweißchen und Rosenrot“ fort. Auf spätmittelalterlichen Darstellungen sieht man ihn bald auf allen Vieren im Wald herumkriechen, bald mit einer Keule bewaffnet und mit der rechten Hand geheimnisvoll den Zeigefinger auf den Mund legend. Er



*Das irdische Gegenbild: Die „Wollust“, mit Fruchtbarkeitskrone und einem Hasen zu ihren Füßen.  
Von Antonio Pisano, gen. Pisanello (1395–1450)*

deutet damit das urtümliche Spiel des Versteckens und Suchens an, das auch mit dem Osterei verknüpft ist.

Dennoch stammt der älteste dokumentarische Beleg für den Eier legenden Osterhasen erst aus dem Zeitalter der Pfälzer

Liselotte, als sich der Heidelberger Arzt Dr. Georg Franck im Jahre 1682 genötigt sah, davor zu warnen, daß sich die Kinder ihren Magen nicht mit den allzu vielen harten Eiern verderben sollten, die ihnen angeblich der Osterhase lege.

---

*Sommernacht sinkt,  
und mein Schatten fällt allmählich  
mit mir zusammen . . .*

Juliane Chakravorty-Ebbing



# Pinienzapfen auf Brunnen

## Ursprung und Bedeutung

Von Ludwig Merz, Heidelberg

Das Auftreten von Baumzapfenformen, sei es als Dekor in der Architektur, sei es im Zusammenhang mit dem Sakralen, hat seinen Ursprung in frühen Kulturbereichen. Der Pinienzapfen ist in der Symbolwelt ein Hinweis auf die schlummernden und stets wiedererwachenden Kräfte der Natur. Er ist Sinnbild für Fruchtbarkeit und ewiges Leben. In dieser Bedeutung fand er aus der alten orientalischen Welt über die Antike Eingang in die christliche und profane Kunst der späteren Zeiten. Die folgende Abhandlung befaßt sich mit den mannigfachsten Erscheinungsformen des Baumzapfens oder Conus, der schließlich als Spender des lebenserhaltenden Wassers an Brunnen des kirchlichen und weltlichen Bereiches die Brunnenstöcke ziert.

Auf altorientalischen Darstellungen erscheinen immer wieder Szenen, in denen menschen- oder adlerköpfige Genien den Lebensbaum befruchten. Sie halten dabei Pinienzapfen in der Hand und betupfen damit Blüten des heiligen Baumes. Auf der Darstellung einer Bankettszene mit Assurbanipal und auch auf einem Relief, einen Empfang bei Dareios darstellend, stehen jeweils ein Paar Weihrauchständer am Fuße des Thrones. Die Weihrauchgefäße haben die Form von Baumzapfen. Auf einem anderen Relief aus der mittanischen Zeit trägt ein Berggott ein dreiteiliges Szepter, das Pinienzapfen zieren. Auch der Thyrsosstab des Dionysos endet in einem Pinienzapfen. Dieser war Bacchus, Pan und Kybele geweiht.

Im Bereich der römischen Keramik gibt es Gefäße, die deutlich die Schuppen des Pinienzapfens erkennen lassen. Sie enthielten einstmals Getränke zur Erlangung von Fruchtbarkeit. Bei Ausgrabungen in einem römischen Gräberfeld in Heidelberg

fand Dr. Heukemes einen doppelfaustgroßen hohlen Pinienzapfen aus weißem „Pfeifenton“ aus einer römischen Werkstatt des heutigen Köln. Er war einst mit Honig gefüllt als Erquickung für den Verstorbenen auf seiner Reise ins Jenseits. In Mythrasheiligtümern findet man pyramidenförmige geschuppte Zapfen für sakrale Handlungen. Auf etruskischen und römischen Gräbern stehen zapfenförmige Gebilde. Es handelt sich jeweils um einen Grabzippus. Er ist meistens glatt und gleicht so einem Ei. Wir haben jedoch Pinienzapfen vor uns, die die Hoffnung auf ein Weiterleben nach dem Tode ausdrücken. Die Säulen, die im römischen Zirkus die Kurven für das Wagenrennen begrenzten, enden zuweilen in einem Zapfen. Auf den Reliefs von römischen Früchtekränzen wird der Pinienzapfen oftmals dadurch hervorgehoben, daß ihn z. B. ein Adler im Schnabel hält. Die prächtige Aschurne des Lucius Lucilius Felix in Rom krönt ebenfalls ein Cippus.

Auch im christlichen Kulturbereich hat der Pinienzapfen seine symbolische Bedeutung. Ein Weihrauchgefäß aus dem 6. Jh. nach Chr. hat die Form eines Pinienzapfens. Hinter den Schuppen sind Öffnungen, aus denen der Weihrauch aufsteigen kann. Die Herkunft des Gefäßes ist byzantinisch, gefunden wurde es jedoch in einem Königsgrab in Bulana am nubischen Nil. Auch auf Deckeln von Abendmahlskannen und Hostienschalen findet man zuweilen den Pinienzapfen. Auf einem Säulenkapitell des Domes von Quedlinburg ist ein Adler dargestellt, der aus einem Zapfen Samen pickt. Vor St. Apollinare Nuovo in Ravenna steht eine Säule, auf deren Kapitell ein Pinienzapfen ruht. Dieses altorientalische Sinnbild wiederum dient als Sockel für ein christ-



*Brunnen im Klosterhof von  
Stift Neuburg bei Heidelberg*

Foto: Manger

liches Kreuz. Das Taufbecken in der Kathedrale von Bitonto hat einen hohen Deckel in der Form eines spitzen Zapfens. An der Marmorkanzel der Kirche befinden sich ebenfalls solche. Sie bilden u. a. auf einem Relief mit einer historischen Szene die Tragsteine für Rundbogen, unter denen Figuren stehen.

Interessant ist der Ursprung des Augsburger Stadtzeichens, ein Pinienzapfen. Er zierte als 2,50 m hoher getriebener Kupferzapfen seit Anfang des 17. Jh. den Giebel des Rathauses. Unter dem Namen *Pyr* oder *Pirl* ist er als Wahrzeichen der Stadt bekannt und

erscheint als solches auch auf den Poststempeln. Sein bereits 1462 in Augsburg ausgegrabenes Urbild krönte einst eine römische Säule. Später fand er auf einer Säule vor der Kirche St. Ulrich und Afra seinen Platz. An einer Reihe von anderen Gebäuden in Augsburg finden wir ebenfalls den *Pyr*, so z. B. am Zeughaus, genau wie am Alten Zeughaus in Mainz. Die Baukunst des Barock hat den *Conus* als Dekor von der nahezu kugeligen Gestalt bis zur Eiform übernommen, denn diese Formen sind bereits bei etruskischen Cippi vorgegeben. Auf einer Reise durch das südliche Italien konnte

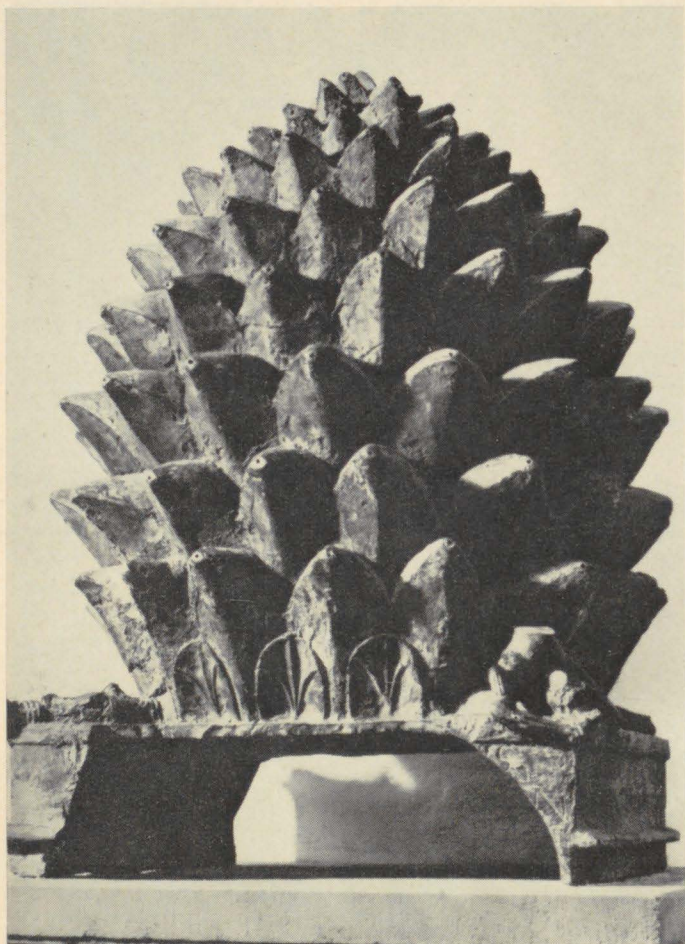
Brunnen in Schönau bei  
Heidelberg Foto: Manger



ich die Baumzapfen vielerorts beobachten. Sie zieren die Giebel von Kirchen, stehen auf Torpfosten und krönen nicht zuletzt die Dächer von Trulli. Aber auch in unserem Lande kommt die Zapfenform als Dekor oft vor. Mir ist sie noch bekannt als gußeiserner Gartenpfosten, als Knauf von Hydranten, als Radabweiser an Toren, Hausecken und Brückenauffahrten und als Pumpschwegel an gußeisernen Brunnen. Vergessen wir auch nicht unsere Tannenzapfen, die insbesondere den Schwarzwaldduhren als Gewicht dienen.

In den weiteren Ausführungen wollen wir uns ganz besonders mit *den* Baumzapfen be-

schäftigen, die auf Stadt- und Dorfbrunnen, vor Kirchen und in Klöstern die Brunnensäulen krönen. Der verstorbene Heimatforscher Dr. Winter konnte im weiteren Bereich von Heppenheim über ein Dutzend solcher Brunnen mit Pinienzapfen feststellen. Ich selbst fand auch noch einige. So steht z. B. im Klosterhof von Stift Neuburg bei Heidelberg eine schöne Brunnensäule mit einem Pinienzapfen. Ein Brunnen mit einem gedrehten Zippus steht im Hof der Tiefburg in Heidelberg-Handschuhsheim. In Schönau bei Heidelberg steht in einer alten Brunnenschale aus dem Kloster ein Brunnenstock mit



*Pinienzapfen im Dom von  
Aachen*

einem Zapfen. Das Hofgut Schatthausen besitzt ebenfalls einen Brunnen mit einem Pinienzapfen. Weitere Orte mit Baumzapfenbrunnen sind Wilhelmsfeld, Eiterbach, Lampenhain, Oberschönmatenwaag, Unterabsteinach, Unterflockenbach, Ursenbach, Untermumbach, Affolterbach, Obermengelbach und der Lichtenklinger-Hof. In diesem Zusammenhang möchte ich die Heimatfreunde dazu anhalten, sich um diese Brunnen zu kümmern, sie zu bewahren und dort, wo — wie ich feststellen konnte — die Zapfen beschädigt sind oder ganz fehlen, sie wieder zu erneuern. Repräsentative Brunnen

mit Pinienzapfen finden wir auch andernorts. In verschiedenen belgischen Städten z. B. schmückt ein Pinienzapfen die Brunnen säule des Stadtbrunnens, der Fontaine du Peron. Bereits im Jahre 1384 zeigt das Siegel von Lüttich einen Pinienzapfen zwischen zwei ihm zugewandten Vögeln, ein bekanntes altorientalisches Motiv. Am Stadtbrunnen von Lüttich bewachen vier Löwen die Brunnen säule. Sie ist von drei Grazien umgeben, auf deren Köpfe ein in einer Krone gefaßter Pinienzapfen ruht. Im Hof der Abtei Sayn steht ein prächtiger Schalenbrunnen. Das Hauptbecken wird von vier



aus dem 11. Jh. ist uns das älteste Verkündigungsbild überliefert. Auf der Mosaikdarstellung erhebt sich aus einem Brunnenbecken eine Säule, die in einem Pinienzapfen endet. Aus ihm ergießen sich vier Wasserstrahlen, ähnlich wie auf einem Grabrelief in Ravenna. Die vier Wasserstrahlen symbolisieren die vier Paradiesströme. Romuald Bauerreiß berichtet in seinem Buch über den *Arbor Vitae* von einem Pinienzapfenbrunnen an der Bronzetür des Domes von Salerno. Zwei Greife schützen den Brunnen und laben sich gleichzeitig an seinem Wasser. Noch oft begegnen wir den paarigen Tieren am Lebensbaum und am Lebensbrunnen, einem altorientalischen Motiv.

Im abendländischen Raum sind zwei Plastiken von gewaltigen Pinienzapfen bekannt, die einstmals aus ihren Schuppen Wasser sprühten. Der eine steht in der Vorhalle des Domes von Aachen, der andere fand seinen Platz im Vatikan, im Giardino della Pigna. Der ein Meter hohe bronzene Zapfen von Aachen ist antik-römischer Herkunft. Aus 129 durchbohrten Schuppen floß einst Wasser in eine Schale. In der karolingischen Zeit wurde ein schemelartiger Sockel daruntergesetzt. An seinen vier Ecken liegen männliche Figuren, die leider beim Bronzeuß nicht vollkommen wurden. Sie halten Hörner, aus denen die vier Paradiesströme fließen. Auf dem Sockel steht in Latein folgende Inschrift:

Ursprung aller Gewässer reichen der Erde die Flut dar: Euphrat, der fruchtbare Fluß, und pfeilschnell eilend der Tigris; Goldhaltig der Phison und Geon mit sanfteren Wellen. Fromm singt Dank dem Schöpfer der Dinge Udalrich, unser Abt.

Dieser Pinienzapfen ist das Geschenk eines fränkischen Abtes aus einem italienischen Kloster an den Frankenkönig. Der mächtige Wasserspender saß einstmals auf der Säule des Brunnens im Atrium der Pfalzkapelle von Aachen. Der Pinienzapfen im Garten des Vatikans stammt ebenfalls von

einem Paradiesbrunnen. Er stand unter einem Baldachin in der Mitte des Paradieses im Damasushof von St. Peter, wo er Wasser in eine Schale spendete. Romuald Bauerreiß gibt zwei Auffassungen über den Ursprung des Zapfens an: Nach der einen war er die Bekrönung eines Göttertempels, die bei einem Sturm oder Beben herabstürzte. Erst in christlicher Zeit soll er dann in einen Paradiesbrunnen umgewandelt worden sein. Nach einer anderen Ansicht war er bereits in antiker Zeit ein Lebensbrunnen. Seine Aufstellung ist schon im 5. Jh. nach Chr. nachgewiesen.

Zum Schluß sei noch etwas gesagt über einen Brunnenschmuck, der in Form und Sinngehalt dem Pinienzapfen verwandt ist. Er ist z. B. im Hof (nicht im Kreuzgang) des Klosters Maulbronn zu sehen. Dort steht in einer eisernen Brunneneinfassung eine Säule, die als Krönung eine leicht geöffnete Knospe aus Akanthusblättern trägt. Darauf sitzt heute eine Brunnenschale. Auf früheren Abbildungen trägt die Knospe noch ein Säulenkapitell mit einer zweiten langgestreckte Knospe. Die Knospe spielte im Totenkult der Etrusker eine Rolle, wie Otto von Vacano in seinem Buch „Die Etrusker“ nachweist. So wie der Cippus steht auch die Knospe auf Gräbern als Sinnbild des Wiedererwachens. Cippi sind nur auf Männergräbern zu finden. Auf Frauengräbern stellte man kleine Häuschen als Sinnbild des Bewahrens und der mütterlichen Geborgenheit. Im archäologischen Museum von Perugia steht eine prächtige Knospensäule. Auf ihrem kannelierten Stamm ruht die Knospe umhüllt von akanthusartig gelappten Blättern, aus denen noch ein Teil der kugeligen Staubgefäße herauschaut.

Anmerkung:

Der Verfasser hofft, mit seinem Beitrag einige Anregungen für eigene Nachforschungen gegeben zu haben, und er ist seinerseits für jeden ergänzenden Hinweis, insbesondere aber für Nachweis von weiteren Pinienzapfenbrunnen dankbar.

# Der frühromanische Türsturz in der Kirche zu Peterzell

Von Johannes Minichreiter, Baiersbrunn

## I.

In dem Gotteshaus in Peterzell bei St. Georgen im Schwarzwald befindet sich ein mit Reliefs geschmückter Stein (Abb. 1), der trotz seiner kunst- und kulturgeschichtlichen Bedeutung bisher wenig Beachtung gefunden hat<sup>1)</sup>. Er wurde in der Bestandsaufnahme der Kunstdenkmäler Badens von Franz Xaver Kraus<sup>2)</sup> mit dem Satz registriert: „Die kleine Sakristeitür ist mit einem horizontalen Sturz überdeckt, der mit eigentümlichem, frühromanischem Bildwerk verziert ist“. Kraus räumt ein, daß dieser Stein von einem früheren Heiligtum<sup>3)</sup> stammen könnte, das einst in Peterzell stand, schließt jedoch nicht aus, daß er „ebenso gut z. B. von St. Georgen hierher verschleppt“ sein könnte. Wie die Abbildung 1 zeigt, ist der Sturz stark beschädigt, so daß seine ursprüngliche Form nicht mehr erschaubar ist und auch die genauen Maße des Steins unbekannt bleiben müssen. Da jedoch der mittlere Kreisring, der den Sturz schmückt, einen äußeren Durchmesser von ungefähr 51 cm hat und der der beiden seitlichen nur etwa 31 cm beträgt, darf wohl geschlossen werden, daß der Stein nicht quaderförmig war, sondern die Oberkanten sich von der Seite zur Mitte hin dachartig erhöhten. Aus diesen Maßen und noch weiteren Bestandteilen des Steins ergibt sich auch, daß seine Unterkante mindestens 132 cm lang gewesen sein muß.

Das den Stein zierende Bildwerk ist erhalten aus dem Steinkörper herausgearbeitet, so daß der Eindruck einer Zweischichtigkeit entsteht. Aus dem Hintergrund der glatt wirkenden Oberfläche des Sturzes treten die Schmuckformen plastisch heraus und bilden so einen eigenen Bereich sinnbildhafter Bedeutung. Im linken\*) Kreisring ist

\*) Die Bezeichnungen „links“ und „rechts“ sind hier und auch später stets vom Beschauer aus zu verstehen.

ein in sich verlaufendes zweistreifiges Band erkennbar, das vermutlich eine vierfache Schlinge oder ein Oesenkreuz<sup>4)</sup> darstellen soll, obwohl die Überschneidungen nicht ganz geglückt erscheinen. Dagegen befindet sich im rechten Kreisring ein Ornament, das aus vier blattartigen, ebenfalls zweistreifigen Gebilden besteht, wobei die Streifen in der Mitte spitz zusammenlaufen, ohne sich zu überschneiden. Beachtenswert ist auch, daß sich der Steinmetz offenbar bemühte, das rechte Ornament ziemlich genau im Lot in den Kreisring einzupassen, während die Achsen der vierfachen Schlinge um etwa 8° (Grad) aus der Horizontalen, beziehungsweise Vertikalen, gedreht sind. Es kann deshalb angenommen werden, daß die beiden Ornamente trotz ihrer Formverwandtschaft zwei verschiedene Sinnbilder darstellen sollen.

Das Mittelfeld ist durch den Bruch so stark in Mitleidenschaft gezogen, daß nur noch Teile seiner Ausschmückung erkennbar sind. Übrig geblieben ist ein Stück des Kreisringes, auf dessen tiefster Stelle sich ein kleiner Bogen nach oben wölbt, dem ein Stab aufgesetzt ist. Dieser Stab zeigt eine Windung von rechts oben nach links unten und trägt einen breiteren Ansatz, der sich nach oben verjüngt, jedoch in 3 cm bis 3,5 cm Höhe an der Bruchstelle endet. Zu sehen sind ferner zwei kleine vierblättrige Rosetten, die auf Kreisscheiben von etwa 14 cm Durchmesser aufliegen und dadurch eine dritte Schicht des Reliefs bilden.

## II.

Der Stein, der heute über der Sakristeitüre der Kirche liegt, befand sich ursprünglich sicher nicht dort. Die Größe des Sturzes, sein Alter und seine vergleichsweise reiche Ausschmückung deuten darauf hin, daß er



Abb. 1 Der frühromanische Türsturz in der Kirche zu Peterzell

einst den Zugang zu einem Gotteshaus zier- te. Offenbar hat man aus Gründen der Pietät bei einem nicht mehr feststellbaren Anlaß<sup>5)</sup> dem zerbrochenen Stein den heuti- gen Platz eingeräumt. Die kunstgeschicht- liche Bedeutung des Sturzes, den man ganz unerwartet in einer kleinen Dorfkirche in unmittelbarer Nachbarschaft von St. Geor- gen findet, ließ wohl auch die Vermutung zu, es könnte sich um eine Spolie aus dem einst reichen Kloster handeln.

Indessen lenkt der Gründungsvorgang der *Cella Petri* unsere Aufmerksamkeit in eine ganz andere Richtung. Es ist bekannt, daß das kleine Gotteshaus seine Entstehung dem Kloster Reichenau verdankt. In dem dürftigen Urkundenbestand der Abtei aus karolingisch-ottonischer Zeit finden sich jedoch keine Hinweise, die über die Entstehung der Mönchsniederlassung im oberen Brigach- tal berichten. Die Geschichte des Klosters<sup>6)</sup> und die Entwicklung seiner Grundherr- schaft<sup>7)</sup> lassen aber die Vermutung zu, daß

diese Außenstelle der Reichenau am Schwarzwaldrand unter Abt *Ruodman* (972—985) auf ehemaligem alaholfingischem Besitz<sup>8)</sup> gegründet wurde<sup>9)</sup>.

Es ist nun ein unerwartet glücklicher Um- stand, daß sich über dem Portal des Gottes- hauses in Reichenau-Oberzell ein reliefge- schmückter Türsturz (Abb. 2) befindet, zu dem das Mittelfeld des Peterzeller Steins eine unverkennbare Verwandtschaft zeigt. Der von dem Bruch verschont gebliebene Stab auf dem nach oben gewölbten Bogen könnte bis in Einzelheiten dem Reichenauer Ornament entnommen sein. Nach diesem Vorbild müßte der zerstörte mittlere Kreis- ring in Peterzell ebenfalls einen Kreuzstab enthalten haben. Tatsächlich können wir den auf dem Stab aufsitzenden, ungefähr trapez- förmigen Ansatz als Rest des unteren Kreuz- armes ansprechen. Aus diesem Fragment ist auch zu schließen, daß es ein Kreuz kopti- scher Form war, also ein Kreuz mit nach außen verbreiterten Armen, wie jenes des





Abb. 2 Türsturz über dem Portal der Kirche in Reichenau-Oberzell

Reichenauer Steins. Ergänzt man den noch vorhandenen Teil des Kreisrings, dann lassen sich die fehlenden Kreuzarme zwanglos einpassen. (Abb. 3). Abgesehen von den beiden kleinen Rosetten ist die Übereinstimmung der beiden Reliefs fast vollkommen. (Vergleiche Abbildungen 3 und 4.) Nur die Höhe der Kreuze (ohne Stab) im Verhältnis zu den Durchmesser des sie einschließenden Kreisringes ist verschieden. Während sie in Peterzell gleich dem inneren Kreishalbmesser sein müßte, beträgt sie auf dem Reichenauer Stein ungefähr das Einviertelfache. Dieser Unterschied ist wohl durch die beiden Rosetten bedingt, die eine andere Aufteilung der Kreisfläche erforderlich machten.

Die geschichtlichen Beziehungen zwischen der Cella Petri und dem Bodenseekloster rechtfertigen die Annahme, daß die Verwandtschaft der beiden Steine nicht zufällig ist. Hierfür spricht auch, daß es gerade das Stabkreuz ist, in dem die Reliefs überein-

stimmen. Dieses aus dem byzantinisch-lingobardischen Kunstkreis stammende Symbol dürfte in der Bauplastik nördlich der Alpen als Einzelform sehr selten benützt worden sein<sup>10</sup>). Unseres Wissens findet es sich heute im ganzen alemannischen Siedlungsraum nur über dem Portal des Reichenauer Gotteshauses in unversehrtm Zustand (Abb. 4), und — wenn unser Rekonstruktionsversuch (Abb. 3) zutrifft — eben auch in Peterzell.

Es ist augenfällig, daß die Ornamente der beiden Reliefsteine derselben Stilepoche angehören. Wenn in der Literatur über die Reichenau vermerkt ist, daß die Ausschmückung des Oberzeller Sturzes ein „charakteristisches Merkmal karolingisch-ottonischer Kunst“<sup>11</sup>) sei, dann trifft diese Aussage auch für das Peterzeller Bildwerk zu. Die hier verwendeten Schmuckformen lassen jedenfalls keine Beziehung zu hirsauischer Kunstübung erkennen, die doch wohl im plastischen Schmuck des Steins einen Niederschlag gefunden hätte, falls dieser aus dem

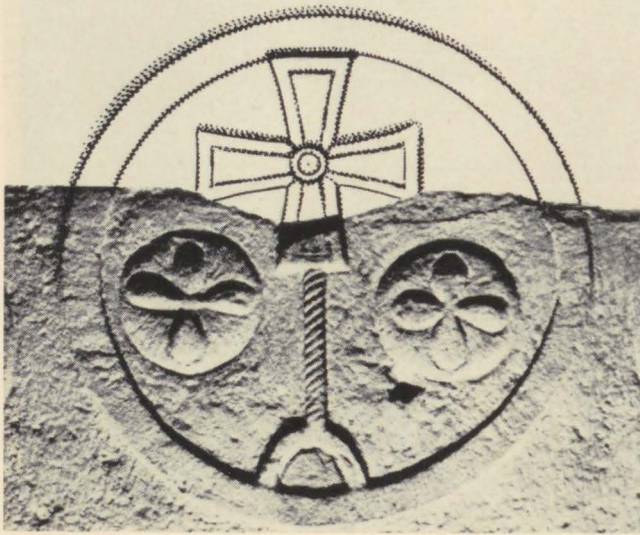


Abb. 3 Rekonstruktion des Mittelfeldes des Peterzeller Türsturzes

benachbarten Kloster St. Georgen stammen würde. Viel eher lassen sich Formverwandtschaften zu oberitalisch-langobardischer Ornamentik finden. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß der Sturz, der heute über der Sakristeitür des Peterzeller Kirchleins liegt, schon einige Jahrzehnte vor der im Jahre 1084 erfolgten Klostergründung vorhanden war.

Eine ungefähre Zeitstellung könnte im Zusammenhang mit baulichen Vorgängen auf der Reichenau versucht werden. Es ist bekannt, daß die Kirche in der Oberzell um das Jahr 1000 einen Umbau erfuhr, der auch zum Durchbruch der Westapsis und der Anlegung des Portals führte, das von dem fraglichen Türsturz (Abb. 2) gedeckt ist<sup>12</sup>). Dieser Umbau geschah also während einer nicht genau abgrenzbaren Zeitspanne reger Bautätigkeit des Klosters — eingeleitet von Abt *Witigowo* (985—997) — die wohl erst mit der Vollendung (Einweihung) des Westwerks des Marien-Münsters 1048 unter Abt *Berno* (1008—1048) ausklang. Es ist zu

vermuten, daß die Cella Petri in dieser letzten, großen Blütezeit der Reichenau auch das steinerne Gotteshaus erhielt, über dessen Eingang der reliefgeschmückte Stein lag. Wahrscheinlich war es auch das erste steinerne Gotteshaus im oberen Brigachtal.

### III.

Der Peterzeller Türsturz ist kein Kunstwerk von hohem Rang. Die Zeichnung der Ornamente ist teils ungenau und die handwerkliche Ausführung der Reliefs wirkt unbeholfen. Man hat den Eindruck, daß ein weniger geübter Steinmetz den Sturz auf Angabe hin geschaffen hat. Der Auftraggeber hat den Reichenauer Stein sicherlich gekannt und ihn unter anderem als Vorlage benützt. Was jedoch das Peterzeller Fragment über ein nur heimatgeschichtlich interessantes Objekt heraushebt, sind die fast archaisch wirkenden Schmuckformen, wodurch sich der Stein als eines der ältesten Zeugnisse im südwestdeutschen Raum zu erkennen gibt, die jene eigentümliche und

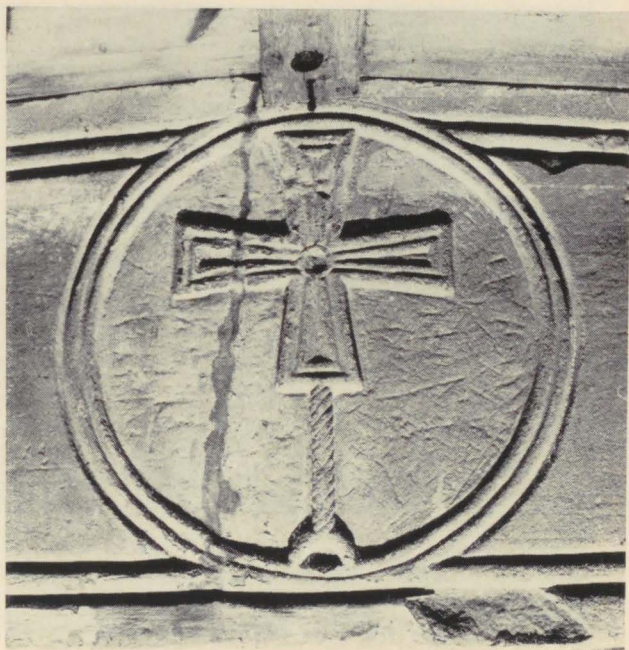


Abb. 4 Mittelfeld des Türsturzes in Reichenau-Oberzell

rätselhafte Verbindung von christlichem Heilszeichen und Sinnbildern zeigen, die vermutlich heidnischer Überlieferung entstammen<sup>13</sup>). In diesem Synkretismus liegt nicht nur für das Peterzeller Relief, sondern ganz allgemein, hauptsächlich die Problematik der Deutung frühromanischer und romanischer Bauplastik<sup>14</sup>). Trotzdem lohnt es sich, auch bei dem Peterzeller Stein den Versuch zu unternehmen, in den Sinngehalt dieser uns fremdartig erscheinenden Ornamentik einzudringen.

Ein Ansatzpunkt hierzu ist der Kreuzstab. Es ist das einzige Symbol des Steins, über das eine einigermaßen gesicherte Aussage möglich ist. Wir müssen davon ausgehen, daß dieses christliche Heilszeichen nichts mit dem Kreuz der Passion zu tun hat. Es erscheint ursprünglich auf Wandgemälden koptischer Klöster, wo es Engel, aber auch Petrus als Zeichen himmlischer Würde tragen<sup>15</sup>). Dann begegnet es uns auf zahlreichen Kunstwerken byzantinischer Herkunft. Die Gottesmutter Maria<sup>16</sup>), be-

sonders aber der in seiner Herrlichkeit thronende Christus halten den Kreuzstab als Zepter in der Rechten.

Ebenso wird aus einer großen Zahl von Münzfunden, Miniaturen und anderem Bildwerk deutlich, daß der Kreuzstab zum großen Ornat der byzantinischen Kaiser gehörte. Da sich die Herrscher Ostroms als Stellvertreter Christi auf Erden<sup>17</sup>) verstanden, führten sie dieses Attribut göttlicher Erhabenheit als Signum ihrer hieratischen Würde. Es ist also ein Herrscherstab, genauer gesagt, der Herrscherstab Christi, der das Mittelfeld des Peterzeller Steins schmückt. Wir wagen deshalb die Vermutung, daß man mit diesem Zeichen etwas Ähnliches wie eine symbolhafte Darstellung der Majestas Domini ausdrücken wollte. Vielleicht kann auch der kleine, nach oben gewölbte Bogen, auf dem der Kreuzstab aufgesetzt ist, den vermuteten Sinngehalt noch deutlicher erscheinen lassen, wenn man ihn als Zeichen des Alten Bundes, also als Regenbogen<sup>18</sup>) interpretiert. Aber auch wenn man diese Möglich-



Abb. 5 Bogenfeld in der Kirche zu Simmersfeld (Kr. Carw)

keit ausschließt, so weist doch die Verwendung des Kreuzstabes dem Sinne nach mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine *Majestas Domini* hin. Es darf angenommen werden, daß das gesamte Bildwerk des Steins diesem zentralen Gedanken dient, so daß die seitlichen Ornamente, bei aller Autonomie ihres Aussagegehalts, zu einer Steigerung und Erhöhung des im Mittelfeld ausgedrückten theologischen Programms beizutragen haben.

Hier stellt sich die Frage, ob das Bildwerk dieses Steins und andere ähnliche Bauplastik (Abb. 5)<sup>19)</sup> als vereinfachter Figurenschmuck des Portals angesprochen werden darf. Es müßten dann die einzelnen Symbole Heilige oder andere verehrungswürdige Personen der christlichen Heilslehre darstellen. Für eine solche Deutung lassen sich Gründe finden, nicht zuletzt der, daß gestalterisches Unvermögen daran hinderte, menschliche Figuren aus dem Stein zu bilden, so daß man die anspruchloseren ornamentalen Formen an ihre Stelle setzte. Auch *Debio*<sup>20)</sup> sieht in zwei Rosetten neben einem Kreuz, das ein

romanisches Bogenfeld<sup>21)</sup> der Pfarrkirche in Deutschaltenburg (Niederösterreich) ziert, Symbole für Maria und Johannes. Läßt man auch für das Peterzeller Relief eine solche Interpretation zu, dann bleibt freilich für die ikonographische Bedeutung der seitlichen Ornamente ein großer Spielraum, aber in seinem künstlerischen und theologischen Plan würde es wie eine ornamentale Vorwegnahme des Tympanons an der ehemaligen Abteikirche zu Schwarzach bei Bühl (Abb. 6) erscheinen<sup>22)</sup>. Der Name *Cella Petri* der Mönchs-niederlassung, der auch das Patrozinium der Kirche bestimmte, könnte sogar die Annahme rechtfertigen, daß dem Relief die Vorstellung zugrunde liegt, den in seiner Herrlichkeit thronenden Christus — wie in Schwarzach — mit Petrus und Paulus zu umgeben.

Ohne den vermuteten zentralen Gedanken des Reliefs, den wir in einer symbolhaften Darstellung der *Majestas Domini* erkannt haben, in Frage zu stellen, können wir in der Figuren-Hypothese nicht die einzige



Abb. 6 Tympanon an der ehemaligen Abteikirche St. Petrus und Paulus in Schwarzach bei Bühl

Möglichkeit der Deutung sehen. Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß sich die Ornamente in den seitlichen Kreisringen ursprünglich sicher nicht auf Sakrales im Sinne der christlichen Heilslehre bezogen. Wie weit sich um die Jahrtausendwende der ehemalige heidnische Aussagegehalt dieser Symbole gewandelt hatte und ob er sich überhaupt gewandelt hatte, läßt sich nicht feststellen<sup>23</sup>). Es deutet aber vieles darauf hin, daß auch noch im 12. Jahrh. der ursprüngliche Sinn besonders des Schlingen- und Knotensymbols keineswegs vergessen war. Dieses uralte magische Zeichen vieler Völker<sup>24</sup>), das neben dem Kreuzstab steht, könnte auch auf diesen bezogen einfach zum Ausdruck bringen, daß Christus das Böse bindet und das Unheil bannt<sup>25</sup>). Ebenso lassen formvergleichende Studien die Vermutung zu, daß das vierblättrige Ornament<sup>26</sup>) im rechten Kreisring als Lichtsymbol im weitesten Sinn verstanden werden kann<sup>27</sup>). Es ist vielleicht als Hinweis darauf

zu werten, daß in Christus die „Sonne der Gerechtigkeit“<sup>28</sup>) und das „Licht der Welt“<sup>29</sup>) gesehen wird. Im Dunkel bleibt die Bedeutung der beiden kleinen, vierblättrigen Rosetten, wenn man sie zu dem Kreuzstab in Beziehung bringen möchte. Sollen sie lediglich Gestirne darstellen, wie sie beispielsweise auf dem Tympanon in Schwarzach zu sehen sind? Oder läßt sich eine Linie aufzeigen, die zu einem alten Glückszeichen<sup>30</sup>)<sup>31</sup>) führt?

Wir haben versucht, Möglichkeiten zu finden, in den Sinngehalt des Peterzeller Steins einzudringen und dabei aber auch die Grenzen erkannt, die einem solchen Bemühen gezogen sind. Diese Grenzen werden immer dann erreicht, wenn man ornamentale Einzelformen zu interpretieren beginnt. Denn es hat den Anschein, daß einem bestimmten Symbol verschiedene Bedeutungen unterlegt wurden, ein eindeutiger Aussagegehalt also nicht fixierbar ist<sup>32</sup>). Man wird sich deshalb auch im Falle des Peterzeller Reliefs darauf

beschränken müssen, den geistigen Mittelpunkt des gesamten Bildwerks zu erkennen, was schon sehr problematisch ist. Lassen wir es offen, ob die Figuren-Hypothese die zutreffendere Deutung des Peterzeller Sturzes ist, oder ob die ornamentalen Zeichen Ursprünglicheres aussagen sollen; unberührt davon bleibt, daß im Kreuzstab des Mittelfeldes mit großer Wahrscheinlichkeit die Absicht offenbar wird, den triumphierenden Christus in seiner Glorie darzustellen.

#### *Anmerkungen und Literaturnachweis*

<sup>1)</sup> Reclams Kunstführer, Baudenkmäler Bd. II. Baden-Württemberg, Pfalz, Saarland. Dritte neu bearbeitete und erweiterte Auflage 1960, erwähnt Peterzell nicht. — Dehio, Georg, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Baden-Württemberg, bearbeitet von Friedrich Piel 1964, schreibt: „Im gotischen Chor über der Sakristeiitur gerader Sturz mit einfachen romanischen Ornamenten“.

<sup>2)</sup> Kraus, Franz Xaver: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Bd. II. 1890. Kreis Villingen.

<sup>3)</sup> Der jetzige Bau ist eine spätere gotische Anlage, in der romanische Bauteile verwendet wurden und die in der Barockzeit (1603) überarbeitet worden ist. Im Jahre 1960 wurde das Kirchlein restauriert.

<sup>4)</sup> Holmqvist, Wilhelm: Kunstprobleme der Merowingerzeit. Stockholm 1939.

<sup>5)</sup> Es könnte dies vielleicht beim Umbau der Kirche im Jahre 1603 geschehen sein.

<sup>6)</sup> Dr. Beyerle, Konrad: Zur Einführung in die Geschichte des Klosters. I. Von der Gründung bis zum Ende des freiherrlichen Klosters (724 bis 1427). Aus: Die Kultur der Reichenau, Bd. I. München 1925.

<sup>7)</sup> Dr. Beyerle, Franz: Die Grundherrschaft der Reichenau. Aus: Die Kultur der Reichenau, Bd. I. München 1925.

<sup>8)</sup> Die Chronik des Gallus Oehem. Bearbeitet von Dr. Karl Brandi. Heidelberg 1893. — Minichreiter, Johannes: Über die Entstehung der St. Nikolaus-Kirche in Buchenberg, Kreis Villingen. Badische Heimat. 43. Jahrg., Heft 3/4, Dez. 1963.

<sup>9)</sup> Siehe hierzu: Lauer, Hermann: Geschichte der katholischen Kirche in der Baar. Donauschlingen 1921. — Kalchschmidt, Karl Theodor: Geschichte des Klosters, der Stadt und des Kirchspiels St. Georgen auf dem Schwarzwald. Heidelberg 1895.

<sup>10)</sup> Elbern, Victor, H.: Der karolingische Goldaltar in Mailand. Bonner Beiträge zur Kunstwissenschaft. Bd. 2/1952. — In diesem Zusam-

menhang muß erwähnt werden, daß in dem Tympanon über dem Südportal der kleinen Kirche in Heselbach (Kreis Freudenstadt) ein gekrönter, segnender Christus dargestellt ist, der in der Linken den Kreuzstab hält. Die Skulptur stammt aus dem 12. Jahrh.

<sup>11)</sup> Gröber, Konrad: Reichenauer Kunst. Karlsruhe 1922. S. 46.

<sup>12)</sup> Siehe hierzu etwa: Reclams Kunstführer. a.a.O. 1) S. 427.

<sup>13)</sup> Eimer, Manfred: Arbeiten langobardischer Steinbildner und Architekten in Süddeutschland. Zeitschr. für württ. Landesgeschichte. VII. Jahrgang 1943.

<sup>14)</sup> Weigert, Hans: Zur Deutung romanischer Bauplastik in Schwaben. Schwäbische Heimat. Heft 1. 1965. — Novotny, Fritz: Romanische Bauplastik in Österreich. Wien 1930. — Feuchtmüller, Rupert: Die steinerne Bibel. Die romanische Kirche in Schöngrabern. Wien—Linz—München 1962.

<sup>15)</sup> Troje, L.: Adam und Zoë. Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Jahrg. 1916. 17. Abhandlung.

<sup>16)</sup> Eine eindrucksvolle Darstellung befindet sich auf der runden, silbernen Pyxide im Domschatz zu Grado. Byzantinische Arbeit aus dem 6. Jahrh. Abgebildet in Bamm, Peter: Welten des Glaubens. München—Zürich 1959. S. 138.

<sup>17)</sup> Nyssen, Wilhelm: Das Zeugnis des Bildes im frühen Byzanz. Freiburg im Breisgau 1962. S. 29.

<sup>18)</sup> 1. Buch Moses; 9. Kap.: „Und Gott sprach: Das ist das Zeichen des Bundes, den ich gemacht habe zwischen mir und euch und allen lebenden Seelen bei euch hinfort ewiglich: Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde“.

<sup>19)</sup> Hier sei nur auf ein sehr interessantes aber wenig bekanntes Beispiel ähnlicher Bauplastik hingewiesen: Das Bogenfeld der Kirche zu Simmersfeld (Kreis Calw), vermutlich aus dem 12. Jahrh. stammend, wurde von einer romanischen Bauanlage in die jetzige, 1889 errichtete Kirche übernommen.

<sup>20)</sup> Dehio: Die Kunstdenkmäler Österreichs. Niederösterreich. Neubearbeitet von Richard Kurt Donin. Vierte, verbesserte Aufl. 1955. Wien—München. S. 38. (Deutschaalburg).

<sup>21)</sup> Die Skulptur entstand vermutlich in der 1. Hälfte des 13. Jahrh.

<sup>22)</sup> Diesen Hinweis verdanken wir einer persönlichen Mitteilung von Herrn Professor Tschira (†) vom 22. Juli 1966.

<sup>23)</sup> Caminada, Christian: Die verzauberten Täler. Die urchenichtlichen Kulte und Bräuche im alten Rätien. Olten und Freiburg 1961.

<sup>24)</sup> Holmqvist, Wilhelm: a.a.O. 4). S. 50/51. sowie Fußnote 78) auf S. 59.

<sup>25)</sup> Scheftelowitz, Isidor: Das Schlingen- und Netzmotiv im Glauben und Brauch der Völker. Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten. XII. Bd. 1912/13. 2. Heft. Gießen.

<sup>26)</sup> Eine verwandte Schmuckform findet sich auf Bauresten, die im Lapidarium des Klosters Lorsch aufbewahrt werden. Abgebildet bei Behn, Friedrich: Die karolingische Klosterkirche von Lorsch an der Bergstraße. Berlin und Leipzig 1934.

<sup>27)</sup> Siehe hierzu etwa: Beyer, Oskar: Frühchristliche Sinnbilder und Inschriften. Schriftenreihe „Friedhof und Denkmal“ 3. Heft. Kassel und Basel. 1956.

<sup>28)</sup> Malachias, 3. (4.) Kap. 20. (2.) Vers.

<sup>29)</sup> Johannes-Evangelium, 8. Kap. 12. Vers.

<sup>30)</sup> Rostovtzeff, Michael, J.: Dura and the Problem of Parthian Art. Published by Yale University Press. 1935.

<sup>31)</sup> Alföldi, Andreas: Die Goldkanne von St. Maurice d'Agaune. Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte. Bd. 10. 1948. Heft 1—2.

<sup>32)</sup> Feuchtmüller, Rupert: a.a.O. 14).

Die photographischen Aufnahmen stammen vom Verfasser. Die Rekonstruktion des Mittelfeldes des Peterzeller Steins zeichnete Herr Artur Jäckle, Graphiker, Baiersbronn.

---

## *Jauchzendes Lied*

*Da der Frühling  
Sein jauchzendes Lied  
Wieder und wieder  
Vor deinem Fenster  
Probt,  
Kehrte der Glanz  
Dir zurück  
In die Augen,  
Die der Winter lange  
Mit Krankheit trübte.  
Nun jubilieren  
Die Vögel  
In unserem Garten  
Und grüßen auch dich,  
Liebe Mutter,  
Wenn du die Stufen  
Von der Terrasse  
Wieder gelassen  
Hinabsteigst,  
Froh  
Jeden Tag  
zu genießen.*

Hans Bahrs

# Die St.-Gallus-Kapelle zu Rassbach

Von Reinhard Frauenfelder, Schaffhausen

Rassbach, ein kleiner, nur wenige Bauernhäuser zählender Weiler, liegt in stiller Welt-abgeschiedenheit in einer Mulde, die sich westlich zu dem Tale absenkt, durch welches die Steina ihren Lauf nimmt, um sich oberhalb Tiengen mit der Wutach zu vereinigen. Es ist eine schöne, unberührte, von Wäldern umsäumte Landschaft. Wer würde nun vermuten, daß in diesem verborgenen Winkel ein kleines, romanisches Baudenkmal anzutreffen ist, das die Aufmerksamkeit sowohl der Historiker als auch Kunsthistoriker beanspruchen darf? Mit den nachfolgenden Zeilen möchten wir die Blicke der Heimatforscher unserer Gegend auf diese Galluskapelle lenken.

## Geschichte

Politisch gehörte Rassbach lange dem rechts der Steina gelegenen Flecken Löhningen<sup>1)</sup> an und wurde erst 1939 mit diesem und Endermettingen sowie den Talhöfen dem Nachbardorf Untermettingen (Landkreis Waldshut) eingemeindet, dem es auch kirchlich, wie gleich zu zeigen sein wird, zusteht.

Der Ortsname Rassbach ist für die mittelalterliche Zeit in verschiedener Schreibweise belegt: Ransbach, Ransbach, Ranspach, Raussbach, jeweils in Güter- und Zinnsachen. Seine erste Erwähnung kommt in einer Urkunde<sup>2)</sup> Konrad III. vom 7. Januar 1152 vor, in welcher der genannte König eine schon etwas früher erfolgte Klostergründung des Edelfreien Marquard bestätigt und in Schutz nimmt und gleichzeitig die Vogtei darüber dem Konrad von Krenkingen überträgt. Dieser im Zeitpunkt der Urkundenausstellung bereits kinderlos verstorbene Marquard war im Alpgau und Klettgau Grundbesitzer gewesen. Welchem Geschlecht er angehörte, weiß man nicht. Er war kein

Krenkinger, wie oft behauptet wurde. Dieser Adelige also hatte auf seinem Grund und Boden zu Detzeln, 2 km südlich von Rassbach, die „Zelle Sancta Maria“ gegründet. Es war ein kleines Kloster<sup>3)</sup> nach der Regel des hl. Augustinus, dessen Entstehung ungefähr um 1130 anzusetzen ist. Unter den Besitzungen, mit welchen der Gründer das Kanonikerstift ausgestattet hatte, befand sich auch die „villa Ransbach“, also der Weiler Rassbach selbst. Noch ein anderes Kloster hatte daselbst Grundrechte, nämlich Königsfelden, dessen Hof in Waldshut Zehnten aus Rassbach bezog<sup>4)</sup>. Im weiteren sind die Herren von Krenkingen als Besitzer von Rassbachischen Leibeigenen bezeugt<sup>5)</sup>.

Wenn wir nun aber nach mittelalterlichen Belegen für die Galluskapelle selbst suchen, dann stellen wir leider fest, daß uns in allen etwa in Frage kommenden Urkundenbüchern und Archiven ein beharrliches Silentium entgegentritt. Dem Verfasser wenigstens glückte es bis zur Stunde nicht, frühe schriftliche Zeugnisse aufzustöbern. Dieser Umstand hat, zusammen mit der Weltabgeschiedenheit der Kapelle, dazu geführt, daß sie auch in der neueren Heimat- und Geschichtsliteratur nirgendwo anzutreffen ist. Somit bleiben vorläufig Fragen offen wie etwa: genaueres Datum der Entstehung, Name des Grundherrn, der die Kapelle doch zweifellos in der Rechtsform des Eigenkirchenwesens errichtet hatte und dem vermutlich die Ausstattung mit romanischen Fresken zuzuschreiben ist, u.a.m. Ob als Erbauer der bereits erwähnte Marquard in Anspruch genommen werden darf, oder ob allenfalls die Krenkinger oder irgend ein Kloster im Spiele waren: wir wissen es nicht. Das Geheimnis ihrer Frühzeit scheint die Kapelle nicht preisgeben zu wollen. Es verbleiben lediglich folgende Feststellungen.



Rassbach, St.-Gallus-Kapelle,  
Westansicht



Rassbach gehörte seit Anbeginn kirchlich, zusammen mit Endermettingen, Hofwies (Talhöfe) und Löhningen zur Ur- und Großpfarrei Schwerzen im Wutachtal, die von den genannten Orten fast 7 km entfernt ist. Mit der Urkunde<sup>6)</sup> vom 7. Juli 1694 trennte der konstanzer Generalvikar nach reiflicher Überlegung die besagten Ortschaften von der alten Mutterkirche ab und schloß sie der Pfarrei Untermettingen an, „wo sie seit altersher ihren Taufstein und Friedhof besäßen und nur wenig entfernt lägen“. Die Abtrennung wird damit begründet, daß die Länge und Rauheit des Kirchweges, besonders im Winter, auch bei Überschwemmungen und Unbill der Witterung oder bei Pestgefahr, für die Leute zu beschwerlich seien. Außerdem könne die ohnehin zu kleine Pfarrkirche von Schwerzen nicht mehr alle Kirchgänger fassen, da auch Horheim, Willmendingen und Wutöschingen zum nämlichen Kirchspiel gehören. Den abgetrennten Filialen wird die Auflage gemacht, daß sie dem Pfarrer von Untermettingen für die entstehende Mehrarbeit jährlich 30 Gulden

und „aus dem Vermögen der reichen Kapelle zu Rassbach 20 Gulden“ nebst gewissen Fruchtzinsen zu entrichten haben. Rassbach ist heute noch Filiale von Untermettingen.

Das Gallus-Patrozinium, das unsere Kapelle trägt, ist alt und war außerordentlich weit verbreitet<sup>7)</sup>. Das hing mit der großen Strahlkraft zusammen, die von der berühmten Abtei St. Gallen ausging und zwar sowohl geistig als auch wirtschaftlich. Geistig: im Zusammenhang mit dem Benediktinerorden und seinen Klöstern sowie hinsichtlich der Verehrung, die der hl. Gallus weiterhin genoß. Wirtschaftlich: im Zusammenhang mit der ausgedehnten Grundherrschaft der Abtei. Sehen wir uns in der näheren und weiteren Umgebung von Rassbach um, so finden wir Kirchen, die dem hl. Gallus geweiht sind, in folgenden Ortschaften vor: Buggenried, Epfenhofen, Ewattungen, Hüfingen, Kappel bei Neustadt, Mauchen, Obereggingen sowie Tannheim und Unterbaldingen, beide bei Donaueschingen. Die klösterliche Grundherrschaft der Abtei St. Gallen<sup>8)</sup> tritt im Umkreis von Rassbach in

Erscheinung bei: Dillendorf, Eberfingen, Eggingen, Ewattungen, Lausheim, Schwaningen, Weizen. So oder so: Rassbach steht in der Einflußzone des Klosters St. Gallen, womit nicht gesagt sein will, daß es deshalb in unmittelbarem Zusammenhang mit demselben gestanden haben muß. Nur eben sei bemerkt, daß unter den Zeugen, die 1152 die Urkunde für Detzeln beglaubigten, auch Abt Werner von St. Gallen vertreten war.

Aber auch die beiden Benediktinerklöster Rheinau und Reichenau hatten um Rassbach Grundbesitz zu verzeichnen<sup>9)</sup>. Rheinau in: Detzeln, Krenkingen, Lauchringen, Mettingen, Riedern am Wald, Uehlingen und anderswo. Reichenau in: Kadelburg, Lausheim, Löhningen, Oberlauchringen, Uehlingen u. a.

Wie das Protocollum von 1731 p. 19 ausweist, galten in Rassbach seit eh und je neben Gallus als Hauptpatron, dessen Fest an seinem Tag, dem 16. Oktober, in der Kapelle begangen wurde, als Nebenpatrone die Heiligen Erasmus und Antonius Eremita. Wenn im Schematismus der Diözese Konstanz von 1769 Bartholomäus als Nebenpatron angegeben wird, so dürfte hier eine Verwechslung vorliegen. Das Protocollum vermerkt nämlich ausdrücklich: „Das Kirchweihfest — also nicht Patroziniumsfest! — fällt immer auf den Sonntag nach dem Fest des hl. Apostels Bartholomäus, und nachfolgend wird die Jahrzeit der verstorbenen Wohltäter und Gründer mit vier Messen gehalten.“

Der zu Untermettingen von 1688 bis zu seinem Tode als verdienter Pfarrer und Dekan des Kapitels Stühlingen wirkende Franz Theodorich Widerkehr (1652—1731), ein gebürtiger Schweizer aus Bremgarten, gedachte in seinem Testament<sup>10)</sup>, vom 4. Mai 1722 der Filiale mit einer Geldstiftung: „Der Capellen Rassbach, weilen sie seithero der Incorporation der Pfarrey Untermöttingen jährlich 20 fl. beyträgt, also verordne ich ihren zu Erleüchterung dessen (ein) Capital

(von) 500 fl., sage fünfhundert Gulden.“ Da der „Fundus“, d. h. das Vermögen der Kapelle, schon vorher 1000 Gulden betragen hatte, erhöhte sich das Pfrundgut an Geld durch dieses Testat auf 1500 Gulden, wie das Protocollum von 1731 besonders vermerkt. Eine für jene Zeit hübsche Summe. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden zu Rassbach üblicher Weise wöchentlich eine Messe, in der zweiten Hälfte nur noch deren zwölf pro Jahr gelesen, was auch heute noch der Fall ist<sup>11)</sup>.

Baunachrichten aus früherer Zeit fehlen. Da zwei Inventarstücke, nämlich die Altarmensa und das Retabel — siehe unten Baubeschreibung — mit dem Datum 1700 versehen sind, darf wohl angenommen werden, daß in diesem Jahre die Kapelle neu ausgestattet worden ist, wahrscheinlich im Zusammenhang mit einer größeren Renovation. Vielleicht wurden damals, weil dem Barockgeschmack nicht mehr entsprechend, die romanischen Fresken in der Apsis übertüncht.

Die Kapelle erfuhr 1967 unter der Leitung des Erzbischöflichen Bauamtes Konstanz (Architekt Lickteig) unter Mitwirkung des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege in Freiburg i. Br. (Frau Dr. Elfriede Schulze) und des Restaurators Emil Geschöll, ebenda, eine Außen- und Innenrenovation. Sie präsentiert sich jetzt sowohl den Teilnehmern des Gottesdienstes als auch den kunsthistorisch interessierten Besuchern in ansprechender und würdiger Form.

### Baubeschreibung

*Außeres.* Die geostete, an den Ortsrand gestellte Kapelle ergibt gerade wegen ihrer Schlichtheit ein ansprechendes Bild eines kleinen ländlichen Baudenkmals. Das 8,55 m lange und 6,55 m breite Schiff ist westlich mit einer einfachen Rundbogentüre, an den Längsseiten mit je zwei schmalen stichbogigen Fenstern versehen, die zu unbekannter Zeit — vielleicht anno 1700 — an die Stelle von romanischen getreten sind. In der



*Inneres der Kapelle mit Blick nach Osten*

Südwand ist die unvollständige Einfassung einer vermauerten Rundbogenpforte sichtbar. Östlich tritt eine kräftige, halbrunde Apsis vor. Im Verhältnis zu dem kleinen Schiff erscheint sie fast als etwas überdimensioniert. In ihrer Mittelachse ist ein ursprüngliches, romanisches Fensterchen ausgespart, das einmal gegen außen zugemauert worden war, 1967 jedoch wieder geöffnet wurde. Auf dem Ostende des Satteldaches sitzt ein Dachreiter mit einer Glocke neueren Datums.

*Inneres.* Kleiner Rechteksaal. Der Fußboden mit gestoßenen Sandsteinplatten wie die glatte Holzdecke datieren von 1967. Die um eine Stufe erhöhte, eingezogene Chorapsis<sup>12)</sup> öffnet sich mit einem etwas gedrückten Bogen, der auf ungleichgroße Kalkplatten absetzt, die Kapitelle vorstellen möchten. Sie sind einfach in die Mauern ein-

gelassen, ohne daß Chorpfeiler vorhanden sind.

*Ausstattung.* Der Besucher findet an den Wänden des Schiffes vier auf Konsolen gestellte Holzstatuen vor, die lange unbeachtet auf dem Kirchenestrich gelegen hatten und erst in unserem Jahrhundert wieder zu Ehren gekommen sind. Nämlich: an den Schmalseiten gegen den Chor links eine Muttergottes, rechts der Titelpatron St. Gallus mit Abtstab, Bär und Brot als Attribute. (Nach der Legende half ein Bär dem Heiligen mit Holztragen beim Hüttenbau und erhielt dafür Brot.) An der südlichen Längsseite: die hl. Jungfrau mit ihrem toten Sohn auf dem Schoß. Von diesem geschnitzten, nicht ganz 1 m hohen Vesperbild, ein typisches Beispiel der spätmittelalterlichen Andachtsform, strahlt spürbar eine Wärme echter Frömmigkeit aus, zumal der Schmerz der trauernden

Mutter in deren Gesichtszügen fast herb zum Ausdruck kommt. Formgeschichtlich ist dieses Vesperbild eher noch dem älteren Haupttypus verpflichtet, der den toten Christus in Sitzhaltung zeigt, weshalb es etwa um 1400 zu datieren ist. Ferner der hl. Antonius Eremita. Auf dessen Skapulier ist das T-förmige Antoniuskreuz angebracht. Es war das Kennzeichen des Antoniterordens, der sich der Krankenpflege widmete. Zu Füßen sein Attribut: ein Schwein. (Die Antoniter hatten das Privileg, ihre durch Glöckchen kenntlich gemachten Schweine überall frei weiden zu lassen.) An der nördlichen Längsseite ist ein großes, barokkes Retabel angebracht, das bis 1967 als Rückwand des Choraltares gedient hatte. Das von freistehenden, mit Putten geschmückten Säulen flankierte Altarblatt dieses Retabels zeigt die beiden Heiligen Erasmus und Gallus. Der letztere ist wiederum mit seinen schon erwähnten Attributen versehen. Erasmus hält in der Linken eine Winde als Hinweis auf sein Martyrium: Ausreißen der Gedärme, was ihm zum Patronat gegen Leibschmerzen verholfen hat. (Hier liegt allerdings ein späteres Mißverständnis vor: ursprünglich war Erasmus Patron der Seeleute. Als solchem war ihm eine Schiffswinde mit aufgewickelten Anker-tauen beigegeben, welches Instrument auf dem Festlande nicht mehr verstanden und dann als Marterwerkzeug aufgefaßt wurde.) Das Gemälde ist datiert: 1700 und signiert: E. T. Welcher Künstler steckt dahinter? Im Oberlicht des Retabels erblickt man den hl. Bartholomäus mit Buch und Schabmesser. (Mit einem solchen wurde er nach der Legende geschunden.)

Es sei hier schon im Hinblick auf den nächsten Abschnitt „Volkskundliches“ bemerkt, daß die erwähnten Heiligen: Antonius Eremita, Bartholomäus und Erasmus hier wie überall als bekannte Helfer gegen Krankheiten verehrt wurden. Das trifft insbesondere für Antonius zu. Er galt beson-

ders als Patron gegen Furunkeln, Eissen und das „Antoniusfeuer“, eine schreckliche Krankheit, die durch das im Brot enthaltene Gift des Mutterkorns verursacht wurde; im weiteren gegen Viehseuchen, z. B. Rotlauf der Schweine. Auch der Kapellenpatron selbst — Gallus — steht in Beziehung zu den Haustieren. An seinem Tage galten im Volksmund die Merksprüche: „Der Galle treibt das Vieh zu Stalle“ oder „Auf St. Gall die Kuh in den Stall“.

Der seit 1967 freistehende, für die heute übliche Zelebration versus populum bestimmte Blockaltar trägt eine Mensa, an deren vorderem Rande das Datum 1700 eingemeißelt ist.

*Fresken.* Überraschenderweise konnte die Renovation von 1967 in der Apsis romanesche, in Rot ausgeführte Wandmalereien freilegen. In der Konche sind sie zwar nur fragmentarisch erhalten. Doch lassen die Reste: ein Teilstück einer Mandorla, eine rechte Hand und ein Vogelkopf, vermutlich ein solcher eines Adlers, auf eine Darstellung schließen, die nichts anderes als eine Majestas Domini — der Herr in seiner Herrlichkeit —, umgeben von den vier Evangelistensymbolen, vorstellt. Darunter zieht sich ein einfacher, faltenreicher Vorhang hin, während der Chorbogen mit bänderartigen Mustern belegt ist. Wenn auch das Ganze eher die Hand eines schlichten, rustikalen Malers verrät, so fällt doch auf, daß hier in dem kleinen Rassbach ein ikonographisches Thema der Romanik zum Wort kommt, das sonst in unserer Gegend nicht allzuoft anzutreffen ist. Im Bodenseeraum kann etwa an die Fresken von Burgfelden in Württemberg (2. Hälfte 11. Jh.), Reichenau-Oberzell (ca. 1100), Reichenau-Niederzell (Anfg. 12. Jh.) und Buch bei Uesslingen im Kanton Thurgau (ca. 1300) erinnert werden. Das Bauwerk selbst wie die Fresken rufen automatisch nach der Zeit ihrer Entstehung. In Erwägung, daß bei kirchlichen Baudenkmalern auf der Landschaft oft mit einer ge-



*Vesperbild in der St. Galluskapelle zu Rassbach*

wissen Stilverspätung zu rechnen ist, darf man die Galluskapelle wohl dem 12. Jahrhundert zuschreiben.

#### **Volkskundliches (Besenopfer)**

Die Galluskapelle verdient auch in volkskundlicher Hinsicht Beachtung, weil mit ihr

ein altes Brauchtum in Verbindung steht, das zwar heute im Absterben begriffen ist, dessen Spuren aber bis in die allerjüngste Vergangenheit zu verfolgen waren. Dieser Brauch sei hier notiert, weil er die Folkloristen interessieren dürfte.

Als ich vor etwa zwei Jahrzehnten bei einer Fußwanderung die Galluskapelle „ent-

deckte“, lag in der chorwärts gerichteten Nische des Apsisfensters ein Besen ohne Stil. Wie von einer Ahnung beseelt, es könnte sich da mehr als um einen bloßen Zufall handeln, suchte ich alte Leute im Ort auf, neugierig, ob etwas darüber zu erfahren wäre. Die Auskunft lautete also: früher machten bis vor kurzem die Bauersleute der Umgebung Wallfahrten zur Galluskapelle, wo seit Menschengedenken die Viehpatrone verehrt wurden. Insbesondere kamen Besucher, die von Furunkeln und Eissen geplagt wurden und diese Wallfahrer brachten als Votivgaben *Besen* mit. Die Aussagen der Rassbacher werden, wie ich nachträglich auf Grund archivalischer Forschung feststellte, durch einen Beleg im Protocollum von 1731 vollauf bestätigt. Der Verfasser des Protocollums, Joseph Frey, der von 1729 bis 1731 unter Pfr. Widerkehr Helfer, dann von 1731 bis 1760 Pfarrer von Untermettingen war, bringt in der genannten Quelle auf Seite 19 folgenden Eintrag, den wir aus dem Lateinischen übersetzen:

„Hauptpatron der Kapelle ist der hl. Abt Gallus, dessen Fest in Rassbach gefeiert wird. Nebenpatrone sind der hl. Erasmus, Martyrer und Bischof, und der hl. Antonius der Einsiedler. Diese Heiligen wurden von den Wallfahrern besonders aus der Nachbarschaft seit alter und langer Zeit verehrt und vornehmlich angerufen für das Wohl und die Gesundheit der Haustiere und Pferde, ebenso für die Genesung von schädlichen Fiebern, Geschwüren und anderen Krankheiten des Körpers. Dabei wurden in frommer Fürsorge gewisse Opfergaben gespendet in Form von Geld, Eiern, Butter, Besen u. a., die aber von meinem Vorgänger (Pfr. Widerkehr), mit welchem Recht und in welcher Absicht weiß ich nicht, abgestellt wurden, wohl, weil wegen der in Horheim erbauten und dem hl. Abt Antonius geweihten Kapelle der Zulauf (zu Rassbach) von seiten des Volkes mehr und mehr nachläßt“.

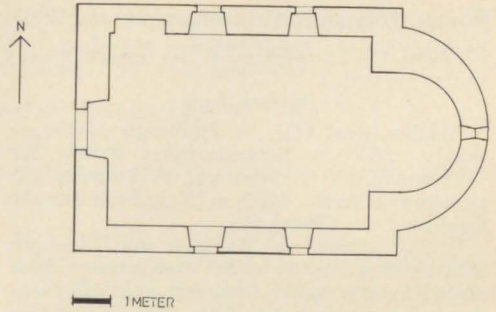
Die in diesem Bericht aufgeführten Gaben: Geld, Eier und Butter dürfen ohne weiteres als ein von den Pilgern gespendetes Kirchenopfer aufgefaßt werden, das zum Nutzen der Kapelle bzw. des dieselbe betreuenden Priesters bestimmt war. Bei den Besen aber liegt ein anderer Fall vor. Hier handelt es sich unzweifelhaft um ein Motiv des religiösen Brauchtums. Mit dem Besenopfer, das sich trotz der Abschaffung durch Pfr. Widerkehr wie schon bemerkt fast bis zur Gegenwart erhielt, stand Rassbach nicht vereinzelt da. Es war auch bei folgenden „Eissenkapellen“, wie das Volk sie benannte, in Übung. In Süddeutschland<sup>13)</sup>, besonders in Württemberg: Nothelferkapelle bei Donzdorf über Göppingen (Württ.). — Dunningen (Kreis Rottweil). — Remigiuskapelle zwischen Haslach und Hauerz (Württ.), „voll von Besen“. — Hosskirch bei Aulendorf (Kreis Ravensburg). — Heiligkreuztal bei Riedlingen (Kreis Saulgau). — In Riedlingen selbst, wo in der abgegangenen Veitskapelle „zahllose Besen geopfert wurden“. — Sauggart bei Riedlingen. — Baach über Riedlingen. — Wolfartsweiler über Saulgau. — In der Innerschweiz<sup>14)</sup>: Sentikirche (Stadt Luzern). — Wolhusen und Altishofen (beide Kanton Luzern). — Schrannenkapelle bei Bürglen (Kanton Uri). — Galgenkappeli bei Sempach (Kanton Luzern).

Der Besen an sich war im allgemeinen Brauchtum, Volks- und Aberglauben außerordentlich stark verbreitet. Das „Handwörterbuch<sup>15)</sup> des deutschen Aberglaubens“ bietet eine Fülle von Hinweisen. Auch in Sagen, Märchen und Sprichwörtern ist er anzutreffen, nicht zuletzt in der Kunst. Man denke etwa an die weit ins Mittelalter zurückgehende Darstellung des Ritts der Hexen auf Besen durch die Lüfte.

Fassen wir nun ein paar Motive ins Auge, die den Besen als Votivgabe für Kapellen verständlich machen. Da spielen vor allem Vorstellungen eine Rolle, die in der Volksmedizin gang und gäbe waren. Nach den-

selben „fahren, fliegen, fallen Übel wie Gicht, Fieber, Geschwüre, Entzündungen Mensch und Tiere an“ (Meyer, Bad. Volksleben), oder diese Plagen werden ihnen von Unholden angeschossen oder von Dämonen mittels Berührung oder Zuschlagen zugefügt. In unserer Sprache haben sich Überbleibsel solcher Anschauungen erhalten, die heute in der täglichen Rede kein Mensch mehr im ursprünglichen Sinne auffaßt oder nur ahnt: Berührung, Hexenschuß, Hirnschlag, Schlagfluß oder Gicht, welches Wort „Besprechung, Behexung“ bedeutet. Wie gedankliche Verknüpfungen dieser Art sich auswirken konnten, zeigt etwa das Beispiel des hl. Sebastian. Er, dessen Martyrium im Beschießen mit Pfeilen bestand, wurde zum Pestpatron, weil nach dem Volksglauben die Pest den Menschen mit dämonischen Pfeilen angeschossen wurde. Es ist auch beachtlich, daß der Volksglaube das dämonische Geschoß sogar personifiziert, d. h. zu einer persönlichen Unholdin gemacht hat<sup>16)</sup>.

Brauchtum, Volksmedizin und Sprichwort empfehlen als Abwehr gegen herannahende böse Wesen Aufstecken und Aufstellen von Besen. Häufig wird der Rat erteilt, die Besen verkehrt, mit dem Stiel nach unten und dem Wischer nach oben, an den Türen anzubringen. So aufgestellt, „können die Hexen nicht ins Haus und wenn sie drinnen sind, nicht wieder hinaus“ (Birlinger, Volksthümliches). Die Besen, die manchmal weiß, manchmal schwarz sind, wurden dem Hausvieh an die Hörner gebunden. Auch bei Flursegnungen kamen sie zur Anwendung. Derjenige, der mit Furunkeln<sup>17)</sup> und Eissen behaftet ist, „trage einen schwarzen Besen in die nächste Kapelle und werfe ihn dort zur Türe hinein“ (Birlinger, a. a. O.), oder er soll sich einen Birkenbesen erbetteln und denselben in der Kapelle opfern. Beispiele dieser Art ließen sich vermehren. Auf ähnlicher geistiger Ebene liegt übrigens der noch lebendige, uralte Brauch, beim Aufriechfest eines im Rohbau erstellten Hauses ein



Grundriß der St. Galluskapelle

mit Bändern geschmücktes Bäumchen aufzupflanzen, ein Handwerksbrauch, der primär ebenfalls in der Abwehr gegen Schaden-geister wurzelt.

Zusammenfassend kann festgestellt werden: der Besen wurde eindeutig im apotropäischen Sinne, d. h. als Unheil abwendend, gebraucht. Das war gewiß auch in Rassbach so. Die Frage, warum der Volksglaube gerade dem Besen diese Funktion übertrug, möchten wir der wissenschaftlichen Volkskunde zur Beantwortung überlassen.

Die St. Galluskapelle von Rassbach ist also in doppelter Hinsicht als ein Ort, wo man Befreiung von seuchenartigen Krankheiten suchte, ausgewiesen: einmal durch die Patronate von ganz bestimmten Heiligen, dann auch durch den Brauch der Besen als Votivgaben.

Quellen im Pfarrarchiv Untermettingen: Urkunden der Pfarrei. Mitte 17. bis Mitte 19. Jh. 1. Sammelband. Zitiert: Urkunden. — Protocollum omnium reddituum, 1731 verfaßt von Pfr. J. Frey, fortgeführt bis zur Gegenwart. 1. Band. Zitiert: Protocollum.

Den Herren Pfr. E. Fleig in Untermettingen und Dr. H. Maurer, Stadtarchivrat in Konstanz, sei hier für freundliche Hinweise und Hilfe der beste Dank ausgesprochen, ebenso dem Erzbischöflichen Bauamt in Konstanz für die Überlassung des Grundrißplanes.

Photos. Westansicht, Innenansicht und Vespersbild: Verlag Adolf Hafner, München.

#### Anmerkungen

Abkürzungen: FDA = Freiburger Diözesan-Archiv. SAV = Schweizerisches Archiv für Volkskunde. SV = Schweizer Volkskunde. UB = Urkundenbuch. ZGO = Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.

<sup>1)</sup> 1810 trennten sich Rassbach und Löhningen „aus ökonomischer Hinsicht“ voneinander. Aber schon 13 Jahre später fand ihre politische Wiedervereinigung statt, vgl. Akte 229/62227 im Generallandesarchiv Karlsruhe.

<sup>2)</sup> Thurg. UB, 2, p. 105 f. Für die spätmittelalterlichen Ortsbelege vgl. bes. Fürstenb. UB, 5—7 passim, und ZGO 13/1861, p. 242 und 246 und 14/1862, p. 240 und 249.

<sup>3)</sup> Durch die Nachforschungen H. Maurers konnte 1960 der Standort des Kleinklosters festgestellt werden: nordöstlich von Detzeln im Gewann „Closen“, wo heute eine Oswaldkapelle steht. Um 1200 wurde das Kloster nach Riedern am Wald verlegt. Vgl. H. Maurer, Das Land zwischen Schwarzwald und Randen im frühen und hohen Mittelalter, Freiburg i. Br. 1965, p. 102—106. Derselbe, in: Ekkhart 1968, p. 97 bis 99. Derselbe, in: ZGO 115/1967, p. 1—4.

<sup>4)</sup> FDA 21/1890, p. 179.

<sup>5)</sup> ZGO 6/1855, p. 234.

<sup>6)</sup> ZGO 22/1869, p. 347. In den verschiedenen bischöflich-konstanzer Steuerbüchern zwischen 1275 und 1508 ist Schwerzen erfaßbar, nie aber Rassbach.

<sup>7)</sup> Vgl. P. Staerke, in: Sankt Gallen Gedenkbuch, St. Gallen 1952, p. 48—74.

<sup>8)</sup> Vgl. G. Meyer v. Knouau, in: Mitteil. z. Vaterländ. Gesch. St. Gallen, 13/1872, p. 166 f.

<sup>9)</sup> Vgl. F. Gropengiesser, Der Besitz des Klosters Rheinau bis 1500, Zürich 1939 (Karte!),

und F. Beyerle, in: Die Kultur der Abtei Reichenau, München, 1/1925, p. 470.

<sup>10)</sup> Urkunden, p. 54. Vgl. auch K. Roth, Beiträge z. Gesch. der Loretokapelle des Kapuzinerklosters zu Stühlingen, Werne a. d. Lippe, 1965, p. 20.

<sup>11)</sup> Vgl. M. Stromeyer, die kathol. Oberbehörden, Karlsruhe 1825, p. 174. Realschematismus, Freiburg i. Br. 1863, p. 360.

<sup>12)</sup> A. Knoepfli, Kunstgeschichte des Bodenseeraumes, Konstanz, 1/1961, p. 400, führt in der Liste „Rechtecksaal mit eingezogener Apsis“ neun Kirchen der besagten Kulturlandschaft aus der Zeit vom 9. bis 12. Jh. an. Zu diesem Typus darf nun auch Rassbach gezählt werden.

<sup>13)</sup> Vgl. A. Birlinger, Volksthümlisches aus Schwaben, Freiburg i. Br., 1/1861, p. 485, Nr. 20; 2/1862, p. 444, Nr. 411. A. Birlinger, Aus Schwaben, Wiesbaden, 1/1874, p. 55. M. R. Buck, Medicinischer Volksglauben und Volksaberglauben aus Schwaben, Ravensburg 1865, p. 29. G. Lammert, Volksmedizin und medizinischer Aberglauben in Bayern, Würzburg 1869, p. 206.

<sup>14)</sup> Vgl. SAV 10/1906, p. 274 und 31/1931, p. 151. Neujahrsblatt Uri, 1912, p. 13. SV 28/1938, p. 67.

<sup>15)</sup> Vgl. Registerband Spalte 33, Stichwort: Besen. Zum weiteren etwa noch: E. H. Meyer, Badisches Volksleben im 19. Jh., Straßburg 1900, p. 36. Schwäbisches Wörterbuch, Tübingen, 2/1908, Spalte 681. K. Heckscher, Die Volkskunde des germanischen Kulturkreises, Hamburg 1925, p. 185. Schweizer Idiotikon, Frauenfeld, 4/1901, Spalte 1668. L. Kriss-Rettenbeck, Ex Voto, Zürich und Freiburg i. Br. 1972, S. 285 bis 287.

<sup>16)</sup> Vgl. I. Hampp, Beschwörung, Segen, Gebet, Stuttgart 1961, p. 74 f.

<sup>17)</sup> Lateinisch fur = Dieb. Furunculus = kleiner Dieb, Mitesser.

*Bis sie verblühten,  
waren die Löwenzähne  
nichts Besonderes.*

Juliane Chakravorty-Ebbing



# Die Silbermannorgel der Baden-Badener Stiftskirche in der katholischen Pfarrkirche zu Bulach

Von P. Albert Hohn OSB, Stift Neuburg

Der Kunstdenkmälerband des Amtsbezirks Karlsruhe-Land<sup>1)</sup> verzeichnet auf Seite 47 unter Ausstattung der Bulacher Pfarrkirche: „Orgel. 1906 aus Baden-Baden erworben. Von J. A. Silbermann in Straßburg 1753 verfertigt. Werk modern. Alter Prospekt mit Rocailles und Engelsköpfen.“

Im Kunstdenkmälerband der Stadt Baden-Baden<sup>2)</sup> liest man hingegen auf Seite 95: „Stiftskirche Lieb-Frauen“ „Orgel neu. Die alte Orgel mit Gehäuse nach Mitteilung des verstorbenen Stadtpfarrers Martin 1906 nach Malsch bei Wiesloch überführt. Es war schon nicht mehr die 1753 entstandene Silbermannsche Orgel. Diese war schon mehrfach repariert und umgebaut, so zu Ende des 18. Jhs. durch den Orgelbauer Georg Hladky und zuletzt in den Jahren 1866/67.“

## I.

Die Silbermannorgel — eine Stiftung des Markgrafen Ludwig Georg (1702 — 1727 — 1761) — gehört zur Barock-Ausstattung der 1689 durch den „Franzosenbrand“ am Bartholomäustag (24. VIII.) schwer beschädigten und endlich in den Jahren 1751—1753 wiederhergestellten Baden-Badener Stiftskirche.

Den bisher nur lückenhaft bekanntgewordenen Akten<sup>3)</sup> sind folgende Einzelheiten zu entnehmen. Es lagen vor:

- ein „Project der Orgelmacher zue Offenburg,“
- „das mit R. P. Quardiano dahier (Rastatt) als einem guten Organisten von dem H'Fürstl: Capellen Meister Zwifelhofer concentrirte Sentiment,“
- „der Aufsatz des Orgelmachers zue Straßburg Johann Georg Rohrer.“
- und der „des Orgelmachers Silbermanns dasselbsten.“

Erkundigungen, „welcher unter dießen dreyen der best-künstlichste, und erfahrenste seye“, geben Anlaß, daß „bemelter Silbermann — von denen übrigen beeden durchaus sehr angerühmet“ — nach Baden Baden eingeladen wird. Auch der „Cabinet Schreiner Aigler“ von Rastatt ist anwesend und man „accordirt — jedoch auff express vorbehaltene H'fürstl: gnädigste Ratification — mit Ihme Silbermann nach seinem Aufsatz . . . ad 2240 fl. teütsch Geldt, und 4. Ohmen alten Wein.“ Unterkunft und Verpflegung für sich und drei Gesellen „vor 6. Wochen bey Auffsetzung der Orgel“ übernimmt Silbermann auf eigene Kosten.

Der ratifizierte und ausgefertigte „Accord . . . solle . . . Ihme Silbermann durch den Cabinet Schreiner Aigler auff Straßburg geschickt werden, mit dem Er Silbermann nothwendigerweiß überlegen muß, wie solche Orgel wegen des engen Platzes im Kirchenthurn, am füglichst, und besten etwas vor dem Thurn heraus in die Kirchen gesezet werden könne, und möge.“

Markgraf Ludwig Georg ist einverstanden. Auch daß man den Accord „demnechst durch unsern Cabinet Schreiner Eigler obernanten Orgel-Macher nacher Straßburg übermachen lassen könnnt.“

Martin Eigler hat in Straßburg sicher die große Orgel der Neuen Kirche gesehen. Die singenden Engelspaare der Türmekonsolen vor den „Carnis“ sind am Baden-Badener Werk ebenso gruppiert. Überhaupt war zunächst eine Fassung des Gehäuses vorgesehen — auch darin dem der Neuen Kirche ähnlich.

„. . . dahingegen wir . . . wegen gleichmäßiger Fassung der neuen Orgel anderer Meinung sindt, allermaßen das Eichene dürre Holtz zue solcher Orgel und dem Music

Chor schon angeschaffet, und ahn dißer Arbeit verschiedenes gefertiget ist, da sonsten nur waiches Holtz nöthig gewesen wäre. Wir zweiffeln nicht, das wann alles von Eichenen Holtz wohl außgearbeitet, mit einem guten Fürnis versehen, und hier und dar das Laub- und Schneidwerck vergoldet wirdt, es eben so guth, als wann die Fassung vorgenommen worden wäre, stehen, und von mehrerer Dauerhaftigkeit seyn müsse.“

Dieser Hof-Entscheid — „Rastadt den 10. ten Martij 1753“ — begründet die für eine Silbermannorgel ungewöhnliche Gehäusestaffierung: farblos behandeltes Eichenholz kombiniert mit vergoldeten Ornamenten und farbig gefaßtem Bildwerk.

Der ausführliche Arbeitsbericht Johann Andreas Silbermanns<sup>4)</sup> bringt die genaue Beschreibung der erstellten Orgel und ihre — reduzierte Disposition.

„Einrichtung Intonnir- und Stimmung der Orgel

In der Fürstlichen Stiftts Kirche zu Baaden Baaden. Ao 1753.

Ich und Heinrich mit Johannes und Salomon giengen dahin. Anfangs fiengen wir gleich nach 6 Uhr morgens an zu arbeiten, und dan wie der Tag abnahm erst um 7 Uhr. Abends aber arbeiteten wir biß 7 Uhr. Den Orgel Kasten machte Herr Martin Aigler Cabinet-Schreiner von Rastatt, auf Kosten des Herrn Margraffen Fürstl. Durchl.

1753

☉ den 10. 8bris.

Vormittag ließ ich alles auf einer Rolle mit einem Pferd bespannet in Mahlen ans Wasser bey St-Louis führen. 3 Gesellen und 2. Soldaten ladeten mit Hülff der Schiffleuthe ein. Dan fuhr das Schiff da eben zum Glück bey dem so kleinen Wasser die Mühlen giengen fort. Nach 4 Uhr gieng ich mit Heinrich und Johann nebst dem Salomon auf den Jägerhoff, und blieben da auf 2 Strohsäcken übernacht.

2 den 11.

Um halb 4 Uhr giengen wir wider zu Schiff, und nach 10 Uhr kamen wir zu Hügelshem an. Da dan so gleich 3 Wägen bestellet worden. Diese ladeten wir und führten alles bey recht schönem Wetter glücklich nach Baden, es wurde auch alles sogleich in die Kirche geschafft, und von dasigen Arbeits Leuthen mit dem Cran auf den Lettner gezogen. Weilen noch Schreiner, Maurer, Gypser und sonst allerhand Werckleuthe in der Kirche arbeiten, da nicht einmahl der Lettner noch nicht fertig ist zu deme noch unterschiedliches am Corpore zu machen fehlet, so ist sehr vertrießlich wegen dem entsetzlichen Getöse zu arbeiten.

**Anfang.**

☉ den 12.

Ich und Heinrich Vormittag Pfeiffen und andres ausgepackt, Gesellen die Sachen folends mit Hülffe hinauf gezogen.“

*Windladen.*

„Positif Windlade gelegt . .

Manual-Windladen (C und Cs Seite) ins Corpus gelegt.

Papirlen unter die Windladen geschnitten . .

Pedal-Windladen gelegt . .

Manual-Windstöck durchgangen mit Eissen Hobel . .

Manual-Windstöck mit Bley Ertz abgerieben.

Die Manual-Register (Schleifen) wider herausgenommen, mit Bley Ertz gerieben und wider eingelegt . .

Die Register und Windstöck im Positif und Pedal auch mit Federn ausgeputzt und mit Bleyertz bestrichen, die Register (Stöcke) im Positif und Manual . . eingengelt.

Die Pedal-Register (Stöcke) auch ein genagelt, noch Fourniture und Voix humaine anders genagelt.

Windladen probirt.“

*Spielmechanik.*

„Stiften unter Positif-Windlade geschlagen. Das große Welbred — ein probirt — abgetheilt . .



*Sultz, Oberelsaß, Silbermannorgel 1750*

Foto: Klais, Bonn

Leisten aufs Welbred geleimbt und dasselbe gebohrt.

Die Wellen zum verschneiden und bohren abgezeichnet . .

Groß Welbred angeschraubt und genagelt.

Ärmlen in die Welbred Wellen geleimbt und das Clavir abgestochen, das Welbred noch einmal gebrent und anfangen Wellen hinein machen.

Die Wellen follends ins Welbred gemacht . .

Messing Thrat vor die Schienen verschnitten. Schienen verschnitten und mit Pergament überleimbt.

Schienen geflochten und ins Welbred angehenckt, die Frösch unten angeleimbt.

auch die Clavirschienen angehenckt . .

an den blinden Clavibus (Positiv-Wippen) anfangen legen.

an Positif blinden Clavibus, und dazu das Welbred gericht.

den Boden unter dem Organisten . . gelegt, den Tritt über der Windlade (Positiv-Ventilkasten) gemacht . .

An Pedal Welbredter Wesen, andere Ringlen ins Pedal Clavir gemacht.

an Pedal Structur und Welbred continuirt . .

Die Pedal Structur fertig bracht,

auch Positif Stegtur, biß aufs accurate Equalisirn.

Auch machte . . das Positif Clavir equal . .“

#### *Registratur.*

„Register Wellen (Positiv) gestelt . . dazu das Backen-werck eingericht . . und die Ärmlen abgezeichnet.

Waagen (Manual) abgezeichnet in ihren Ort gelegt.

Manual Register am End zum Schieben gestembt.

Löcher ins Clavir Kästel abgetheilt und Backen-werck vor die Register-wellen Leisten angemacht.

an Positif-Einrichtung cont. Ärmlen eingebrent und genietet in die Register Wellen. Die Register zum Schieben eingericht . .

Löcher  in Clavir-Kästel und Positif gemacht . .

Register-Wellen von Längen geschnitten.

Die Manual-Register vollends in die Waagen gericht.

Die Register Wellen im Manual gestelt, die Ärmlen abgezeigt und eingebrent und vernietet &.

Positif Register Stecken ein geschlitzt.

Coppelung Leisten (Manual) geschlitzt.

die Coppelung Leisten eingebohrt . .

die Coppelleisten eingenaelt.

an Pedal-Registratur angefangen &.

die Registratur fast föllig eingericht.

Pedal-Registratur fertig gemacht.

den Boden in den Pedalkasten den der hießige Schreiner machte einrichten helfen.

Registerstecken geschlitzt . .

Manual-Registerstecken . . einmachen.

Die Registerstecken alle vornen abgeschnitten die Zapfen eingebohrt und geleimbt . . .

an Regierung und Einrichtung der Tremulanten zu thun gehabt.

Register-Zettel angeleimbt . .“

#### *Gebälse.*

„Das Balg Gestell helffen zu samen richten, die Bälge darauf gelegt.

Ventilein auf die Büchsen geleimbt, die Löcher helffen in den Haupt Canal schneiden, die Büchsen hinein genagelt und beledert, am Canalwesen zu gericht.

die 2 Canaele von der Windlade beiderseits gelegt, und . . anbeledert . .

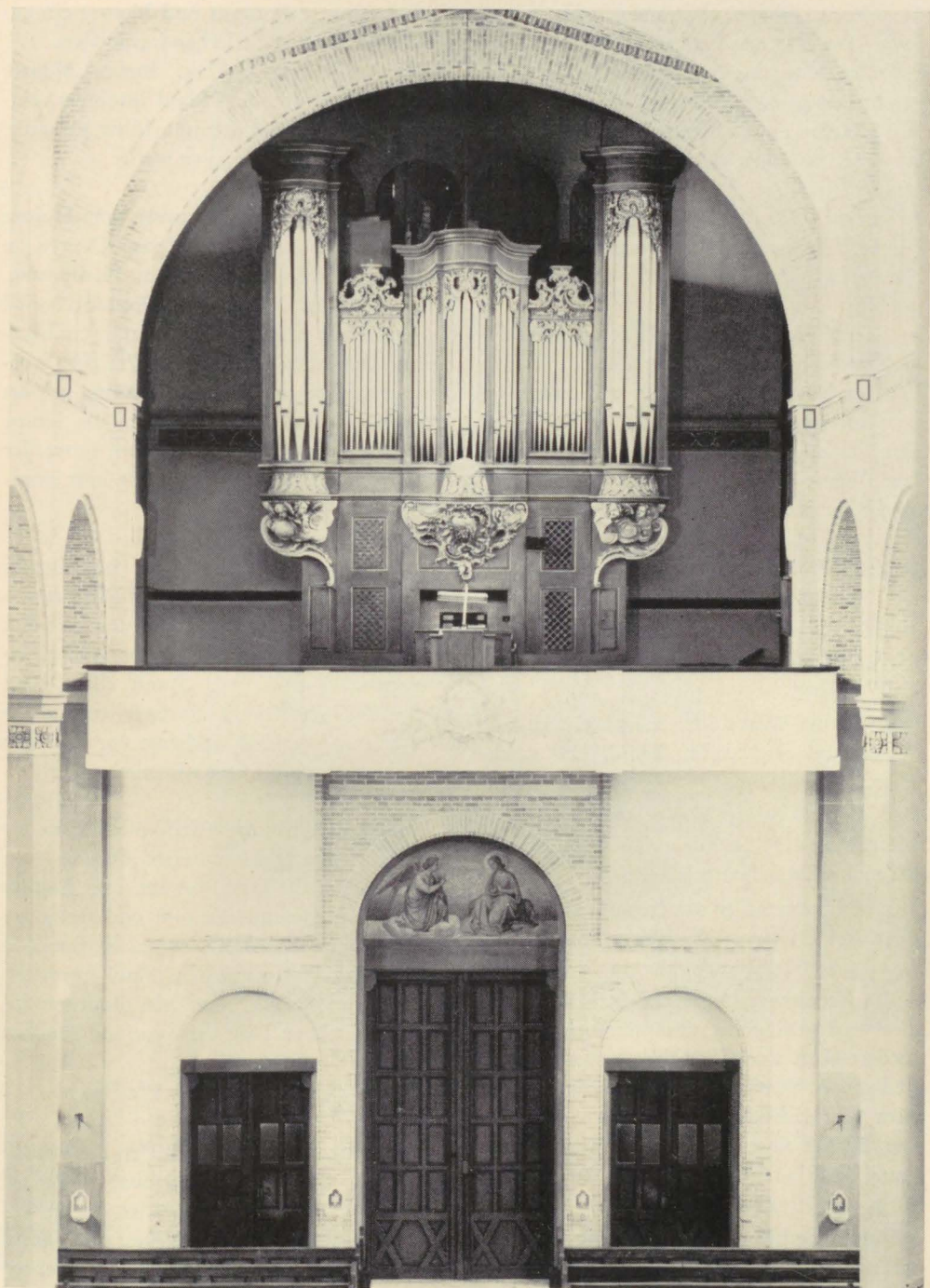
Bälge aufgenagelt und auf die Büchsen geleimbt, die sämbtlichen Canaele follends alle angeschnitten und fast alle beledert.

Löcher vor die Sail eingeschnitten . .“

#### *Pfeifenwerk.*

„die Schein-Windstöcke mit denen Pfeiffenbretter gerissen. anfangen schweiffen.

Die sämbtlichen Schein Windstöck meist gebohrt und gebrent, die Pfeiffenbretter vor die 2 Scheine geschweiff und angestrichen.



*Bulach, Baden-Badener Silbermannorgel, 1753*

Foto: Klais, Bonn

Den Positif-Schein abgerieben und ein gesetzt. Die Cornet-Tragsteine sambt denen Klötzlen vor die Schein-Windstöck angeleimt und genagelt. Die Scheine ausgepackt. Das Pleinjeu noch einmahl weilen es schmutzig war, aus dem warmen Bad-wasser gewaschen.

Sponten in Manual et Positif-Bourdon geleimt. höltzerne Pfeiffen gestellt.

Scheinpfeiffen (im Positiv) noch accurad gestellt.

im Positif Pfeiffenbretterleisten eingesetzt.

Großen Schein anfangen abreiben . .

Pfeiffen-hältnis im Manual vor Bourdon gericht und angemacht.

Die Manual-Pfeiffenbretter gerissen &. Bakken Werck vor Pfeiffenbretterleisten gemacht . . . und auch vor Pfeiffenhältnis.

Höltzern Bourdon Klötzlen angeleimt . .

an Pfeiffenbretter Leisten . .

die Windrohr im Positif gelegt. .

die Helffte der Windrohr im Manual gelegt.

die andere Helffte derer Manual-Windrohre auch . . gelegt.

Die Cornet-Windstöck befestigt und die Windrohre eingebogen. Windrohre gewaschen.

Den großen Schein ein gesetzt, und noch unser 4 in drey Stunden alle Windrohr im Manual et Positif eingeleimt.

Pfeiffen anfangen zu samen thrähen und die Prestant Pfeiffen, so Ohren bekommen, auch.“

Die Arbeiten gehen Hand in Hand, manches wird gleichzeitig unternommen und gefördert. Um den Überblick zu erleichtern, sind in der Textwiedergabe die Einzelheiten nach fünf sachlichen Stichwörtern geordnet. Der Bericht über die Intonation und Stimmung des Pfeifenwerks folgt in extenso.

♂ den 30.

Vormittag biß halb 11 Uhr: die Bälge gewichtig gemacht, und Scheinpfeiffen wo sie nicht anlagen hinter futert. H. Backen an Prestant-Manual et Positif-pfeiffen angelö-

det, das innere Prestant und Montre ein gebohrt. Gesellen uns allerhand geholffen.

Anfang Int: Nachmittag. Innere Montre und Prestant mit dem Maul intonnirt, eingesetzt und die Temperatur föllig gemacht, also das Prestant 3 8ctaven fertig.

♀ den 31.

Biß Mittag die 3 obern Octaven vom Montre auch intonnirt und die unterste Octave im Prestant gleichfals und gestimbt. Nachmittag. Die 3 obersten Octaven von Prestant Positif intonnirt und vors erste mahl zum rein übergehen gestimbt. Alsdann alle Pfeiffen wonach die gedeckten abgeschnitten und gelödet werden in Thon geschnitten und die Linien aufs Stimbret getragen. Salomon, unter der Hand Pfeiffen zu samen gethrät und eingebohrt.

♂ den 1. November

Allerheiligentag. Haben wir im Zimmer morgens in 3 Stund alle gedeckt Pfeiffen abgezeichnet, von Längen geschnitten, randirt, angestrichen und die Deckel von größen geschnitten. Nachm: in 2 Stund alle Deckel aufgelödet, nach deme die Gesellen alle gewaschen und ich hab noch die vor Bourdon 8 Schu an denen Kernen adjustirt.

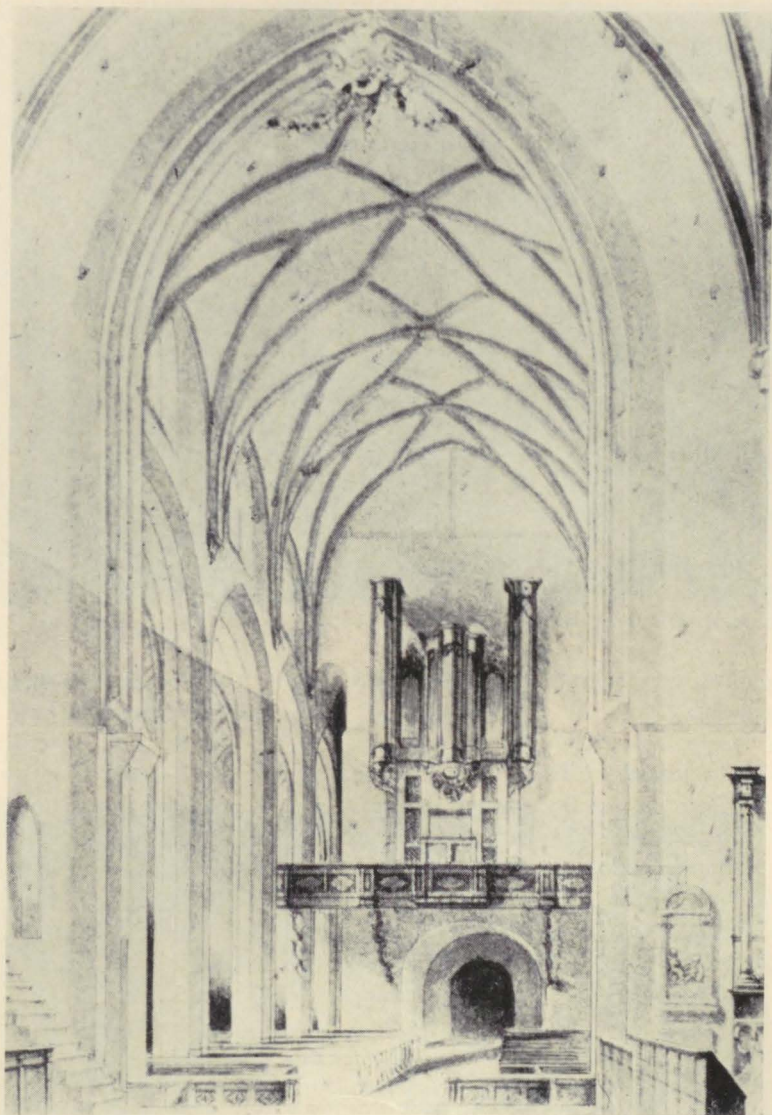
♀ den 2.

Die großen Montre Pfeiffen vollends intonnirt, ingleich die unterste Octave vom Prestant Positif. Das Prestant und Montre im Manual accurad gestimbt und fertig gebracht. Auch Bourdon Manual et Bourdon Positif und Flutte mit dem Maul intonnirt. Und die unterste Octave von Bourdon intonnirt. Gesellen Bälge gezogen, und Pfeiffen eingebohrt.

. . Johannes hobelte Supbass Pfeiffen ab.

♂ den 3.

Die höltzern Bourdon-pfeiffen des Positifs auch intonnirt. Bourdon Manual et Positif, und Flutte auch eingesetzt, in der Intonation durchgegangen, und Prestant Manual et Positif wider gestimbt, sambt Montre, 2 Bourdon und Flöte. Und also diese 6 Register fertig bracht, in 4 1/2 Tag.



*Baden-Baden, Stiftskirche, das Innere nach der Stilreinigung 1867. Die Silbermannorgel ohne Rückpositiv mit Voitspieltisch. Zeitgen. Zeichnung von T. H. Loeffler*

Foto: Baden-Baden, Städt. Sammlungen

☾ den 5.

Habe ich die c der 2 Doubletten, 2 Nazards und 2 Tierces in Thon geschnitten, die Linien davon aufs Stimbred getragen, alles darnach abgeschnitten und mit dem Maul intonnirt und dan diese 6 Register in die

Orgel gesetzt. Auch das gedeckt Nazard und Bourdon Cornet mit dem Maul intonnirt. H. mir 1 Stund lang in Thon schneiden helffen. Alsdann mit dem Johannes den Supbass gestellt. Salomon. Pfeiffen zu samen



Bulach, Gehäuse-Mittelturmgruppe

Foto: Klais, Bonn

gethrät, eingebohrt und Pfeiffenbretter ein genagelt.

♂ den 6.

Die 2 Nazards, 2 Doubletten, 2 Tierces in der Orgel in der Intonation durchgangen, und accurad in Thon geschnitten, so viel als 12 Register fertig bracht. Cornet noch mit dem Maul intonnirt.

am Octavenbass ein Stund gestelt.

♀ den 7.

Habe ich mit Heinrich Prestant Manual noch einmahl accurad gestimmt. Hernach von Fourniture et Cymbale die c und g in Thon geschnitten. Nachgehends von halb 9 Uhr biß abends um halb 5 Uhr die Mixtur et Mixtur Positif, Cymbal und Siflet aufs Stimmbred getragen, alle danach ab geschnitten, Mäuler aufgeschnitten und mit dem Maul intonnirt, noch 5 vergessene Pfeiffen gemacht und nach dem Nacht Essen noch das Pleinjeu aus ein ander gezogen. H. den Cornet eingesetzt und mit Federn zu gestopfft und gestimmt, mit Federn wider zu gestopfft, auch das Grandjeu Manual et Pos: wider rein gestimmt.

Gesellen an Pedal-pfeiffen abgehobelt und darunter geholffen.

♂ den 8.

Die 2 Pedal Register intonnirt und gestimmt, den Cornet auch accurad gestimmt und fertig bracht. Gesellen. Salomon Fourniture Positif und meist Fourniture et Cymbale Manual ein gebohrt, und die Fourniture ins Positif gesetzt. Johannes uns geholffen beym intonnirn.

♀ den 9.

H. Fourniture im Positif und Pleinjeu im Manual mit Federn zu gestopfft und in Thon geschnitten accurad, aber mit Federn zu gelassen. Salomon. biß 9 Uhr mit Pfeiffenbretter-bohren fertig worden, die im Manual hinein gericht und das Pleinjeu ein gesetzt und das Clavir gehalten. Johann Bälge gezogen. Ich nichts dabey. Theils gepackt und geschrieben.

♂ den 10.

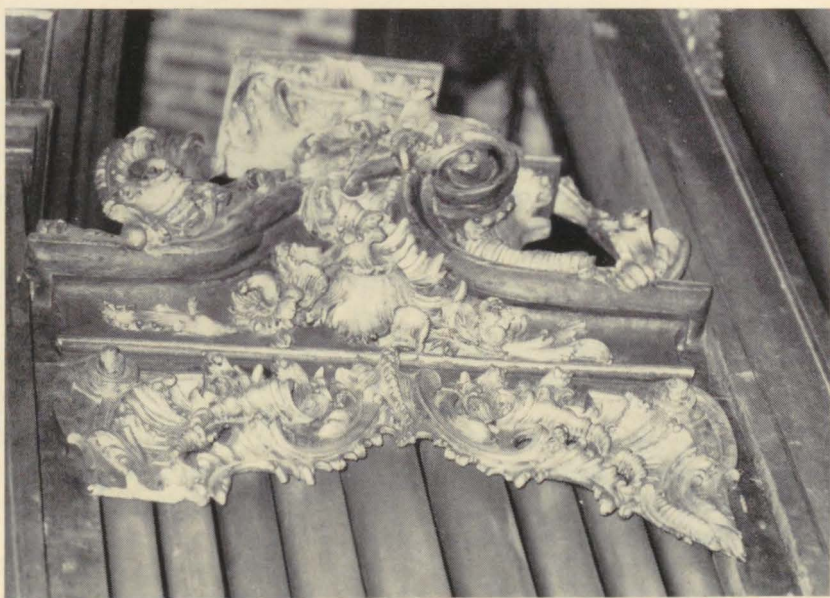
Heinrich. Das Siflet eingesetzt und in Thon geschnitten accurad gestimmt, wie auch das Pleinjeu vom Manual und Fourniture Positif. Und also auf den Abend bey Zeith





*Bulach, Gehäuse-Außenturm, Cs-Seite*

Foto: Klais, Bonn



*Bulach, Gehäuse-Zwischenfeld, Cs-Seite*

Foto: Klais, Bonn

Gott sey Dank auch mit dieser Orgel fertig worden.“

In den großartigen Gehäusen stand also nur ein äußerst sparsam disponiertes Werk. Allerdings sind die üblichen Zungenstimmen auf den Windladen vorbereitet.<sup>5)</sup>

### Baden-Baden Stiftskirche 1753

#### Positiv

	C-c''	
1. Bourdon Holz/Metall	8'	
2. Prestant Prospekt	4'	
3. Flutte	4'	
4. Nazard ged/offen	2 <sup>2</sup> / <sub>3</sub> '	
5. Doublette	2'	
6. Tierce	1 <sup>3</sup> / <sub>5</sub> '	
7. Fourniture	3fach	
8. -Cromhorne vorbereitet	8'	

#### Manual

? . . . . .	C-c''	
1. Montre Prospekt	8'	
2. Bourdon Holz/Metall	8'	
3. Prestant Prospekt	4'	
4. Nazard	2 <sup>2</sup> / <sub>3</sub> '	
5. Doublette	2'	
6. Tierce	1 <sup>3</sup> / <sub>5</sub> '	
7. Siflet	1'	
8. Cornet ab c'	5fach	
9. Fourniture	3fach	
10. Cymbale	3fach	
11. -Trompette Baß/Dsk vorbereitet	8'	
12. -Voix humaine vorbereitet	8'	
2 Tremulanten		

#### Pedal

	C-g	
1. Supbaß Holz	16'	
2. Octavbaß Holz	8'	
3. -Trompettenbaß vorbereitet	8'	

Immerhin ist der Baden-Badener Auftrag — was Silbermann stets zu schätzen weiß — ehrenvoll. Die Besuche der Honoratioren während der Arbeitszeit verbucht er allerdings als „Verhinderung.“

18. X. „Vor Herrn Dechand einen Aufsatz vor ein Chor Orgl, und Disposition

von dieser Orgel vor den Printzen gemacht, 3 Stund“<sup>6)</sup>.

24. X. „War Ihre Durchlaucht, der Printz von Baaden auf der Orgel.“

8. XI. „Viel gehintert worden weiln wir mit Hn Probst zu Mittag essen mußten, und Nachmittag kam die Printzessin auf die Orgel, ist vor <sup>1</sup>/<sub>3</sub> Tag Verhinderung zu rechnen.“

Zu Lebzeiten Silbermanns sind die Zungenregister nicht mehr beschafft worden. Das diesbezügliche Aktenstück im Archiv des Baden-Badener Pfarramts bekundet erneut einschränkende Sparsamkeit.

„Daß Register 1.te *Trompet* in Pedal 8 fus Thon welches von Zin gemacht ist die Zungen und Mundstück von Messing, die Stieffel von Melange, ist der nächste Preiß nach jetziger Zeit da alles in hohen Werth ist, und daß Stangen Englisches Zinn in Franckforth 73 fl 30.X zwar noch ohne Fracht und Zohl biß hie her kostet. So rechne ich vor obiges Register wenigstens sambt der Arbeyt Neunzich Gulden schreibe . . 90. fl. 2.te *Trompet* de Resi. nach 8 fus Thon zwey obere Octav. Eben von Zinn, die Zungen und Mundt Stück von Messing, die Stieffel von Melange.

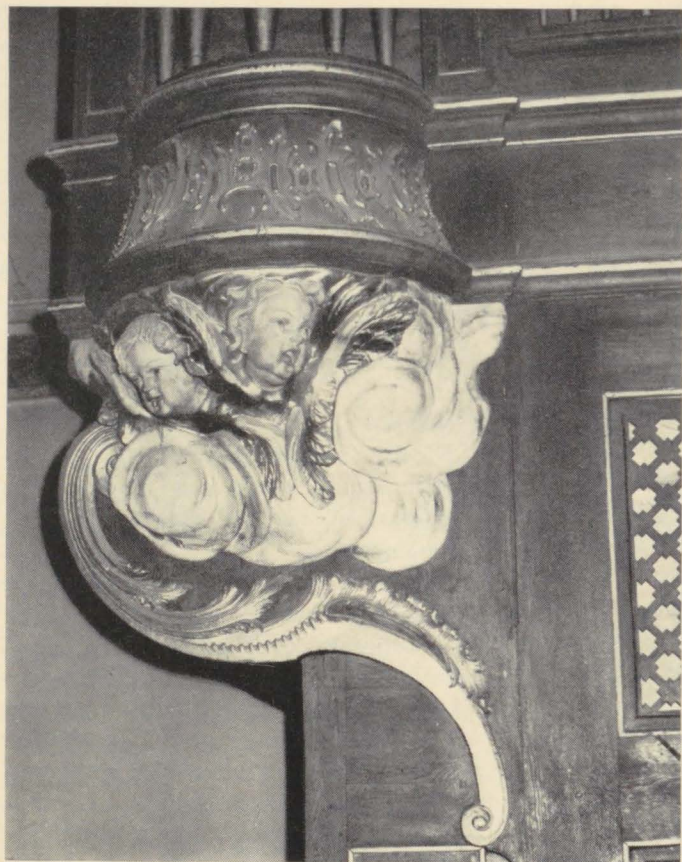
Eiserst sechzich Gulden . . 60. fl  
3.te *Crumborn*. 8.fus. Eben von Zinn die Zungen und Mundstück von Messing, die Stieffel von Melange. Ist auch der nächste Preiß

Ein hundert sechzig Gulden sage . . 160. fl.  
4.te *Viol de Gamba* 8.fus Thon die erste Octav repetirt nach 4.fusthon, ist eben von Zinn, der nächste Preiß da von ist

Ein hundert sechzig Gulden sage . . 160. fl  
wer also dan die ganze Summa . . 470. fl

Diese oben beschriebene vier Register sein in hiesiger Stifft und Pfarr Kirch zu Baaden in die grosse Orgel in Lang Haus ein gesetzt und neu gemacht worden, welche ich Under schriebener estimire und schetze vor obige Summa . . 470. fl.





*Bulach, Gehäuse-Engel-  
konsole, C-Seite*

Foto: Klais, Bonn

werden können, .. dafür Floete 4' gedeckt  
von Metall ..

(Position 10.) .. 60. fl.

Gamba (soll) noch 8' Pfeifen, von Holz  
offen .. (erhalten) ..

(Position 11.) .. 40. fl.

An die vorhandenen Pfeifen .. müssen be-  
sonders gebogene Unterlabien gelötet wer-  
den ..

(Position 13.) .. 10. fl.

Das Register Bourdon 16' repetirt auch in  
der tiefen Octave .. Ausführung der tiefen  
Octave (als 16'), nebst einigen Conducten ..

(Position 12.) .. 65. fl.“

Woher kommt dieser Bourdon 16'? War  
das Register auf den Manualladen vorberei-  
tet? Das Gehäuse ist allerdings für einen

Bourdon ab C 16' angelegt. In den voran-  
gehenden Positionen werden alle Stimmen  
genannt, die üblicherweise — wie das An-  
gebot zeigt — Grundstimmen den Platz räu-  
men müssen. Die 12 Manualstimmen Silber-  
manns sind vollzählig: 1. Principal 8' 2. Pre-  
stant 4' 3. Cornet 5fach 4. Bourdon 8'  
5. Quint 3' 6. Octav 2' (noch 1905 vorhan-  
den) 7. Terz 1 3/5' 8. Mixtur 3fach 9. Cim-  
bal 3fach (zu ersetzen durch Gemshorn 8')  
10. Siflet 1' (an dessen Stelle Floete 4')  
11. Trompete 8' (der Ärger des Experten  
noch 1908) 12. Vox humana 8' (hier Viol di  
Gamba 8').

„Koppelung der Manuale durch einen Re-  
gisterzug ..



Bulach. Engelkonsole, Detail

Foto: Klais, Bonn

(Position 14.) .. 18. fl.  
 .. eine Pedalkoppel .. ohne besondere  
 Ventile ..

(Position 15.) .. 18. fl.

Zur richtigen, dauerhaften und eleganten  
 Bezifferung der Register, sind 28 neue  
 Knöpfe mit Porcellanblättchen auf welchen  
 die Namen eingebrannt, erforderlich .. à  
 30 cr.

(Position 16.) .. 14. fl."

das sind: zum Hauptwerk 12 Register, die  
 Trompette in B/D geteilt  
 also 13- + Bourdon 16' = 14 Züge  
 zum Positiv

8 Register + Salicional = 9 Züge

3 Pedalregister,

1 Manual- 1 Pedalkoppel = 5 Züge

zusammen = 28 Züge

Die beiden Tremulanten werden nicht mehr  
 erwähnt.

Ein neues „Pedalclavier, um .. mit Spitze  
 und Absatz des Fußes spielen zu können ..  
 (Position 13.) .. 12. fl.

Die Stimmung der Orgel steht zwischen zwei  
 halben Tönen .. und muß dieselbe um etwas  
 weniger als  $\frac{1}{4}$  Ton höher gestimmt wer-  
 den ..

(Position 16.) .. 100. fl.

Transport der neu zu fertigenden Gegen-  
 stände .. 10. fl.

Summa = 1001. fl.

....

Durlach den 14te Mai 1860

L. Voit u. Sohn.  
 Orgelbauer“

Dieser auf Kenntnis der Silbermannorgel  
 beruhende Umgestaltungsvorschlag wird  
 durch den vom Schreibtisch aus urteilenden  
 Experten „nur als eine größere Reperatur“

bewertet und abgelehnt. Eine „gänzliche Umarbeitung des ganzen Werkes“, die Voit junior 3 Jahre später anbietet, findet Gnade. Der aus Platzmangel weggelassene Violonbaß 16' muß aber noch hineingezwängt werden. „Und somit wäre die Disposition ganz fehlerfrei und praktisch.“

Einem 1867 gedruckten Bericht „Die Restauration der katholischen Stadtpfarrkirche zu Baden“ sind weitere Daten über die Entwicklung des Orgelprojekts zu entnehmen. „Die . . . Orgel wird in der That fast ein vollkommen neues Werk . . . Zwar bleibt das alte, große und reiche Gehäuse; ebenso wird der größere Theil des Pfeifenwerks erhalten . . . Dagegen sind die Ventilladen, Gebläse, der Mechanismus usw. neu hergestellt; das neue Pedal erhält 27 Tasten — gegen früher 20 Tasten — und 3 neue Register; die Orgel erhält einen Spielpult mit der Richtung des Organisten gegen den Altar; alle Register werden neu intonirt; 6 alte Register — Mixtur, Terz, Quint (des II. Manuals, Cimbäl, Siflet und Terz des I. Manuals) usw. — werden beseitigt und dafür 7 neue 8' und 16' Register eingesetzt. Demnach wird die Orgel im Hauptmanual 12 Register, im zweiten Manual 8 Register und im Pedal 5 Register — im Ganzen 25 —, außerdem eine Manualcoppel, eine Pedalcoppel und einen Collectivzug erhalten.“

Die Nachforderungs-Begründung der Firma Voit vom 9. April 1867 unterrichtet vor allem über die Behandlung der alten Register. „Die *Manuale* hatten früher nur 49 Tasten d.h. von C bis c''' . . . für die Erweiterung cs''' bis f''' waren —inclus. der Mixtur und Cornet— 27 x 5 = 135 Pfeifen hinzuzufügen . . . fl. 75

Die *Prospectpfeifen* . . . hatten so schwache Labien und Kerne, daß an eine kräftige sichere Intonation nicht zu hoffen war . . . (also) sämtliche Füße von den Körpern abgetrennt . . . alle Labien ausgeschnitten und sowohl Kerne als Labien . . . in dreifacher Me-

tallstärke neu wieder eingelöthet u. das Ganze zusammengesetzt fl. 52  
 Die *Principal & Octave 4'*-Fortsetzungen, erhielten . . . Schallhüte (Stimmringe mit Expressionen, heute noch so) fl. 15  
*Gamba 8'* ist nach dem Voranschlag außer den 12 tiefen Pfeifen (4') beizubehalten; die Pfeifen waren jedoch zu dünn . . . wurde daher neu von engl. Zinn hergestellt fl. 60  
*Bourdon 16'* repetirte in der tiefen Octave . . . von C 16' fl. 55  
*Cornet 5fach* vom c' anfangend, (jetzt) durch alle Tasten laufend . . . die 12 tiefsten Chor à 3 Pfeifen, die 12 Chor der 2. Octave à 4 Pf. zusammen = 84 Pfeifen neu . . . fl. 65  
*Trompete 8'* die 12 tiefen Schallbecher waren zu dünn . . . neu von Zinn hergestellt fl. 36  
 (Die Recit-Trompete Hladkys hat somit zur Vervollständigung auch eine Baß-Trompete erhalten.)  
*Principal 8'* des 2ten Manual sollte von c 4' wieder verwendet werden (Prestant 4' C auf c, C Cs sind im Positif Silbermanns stets offene Holzpfeifen), war aber zu schwach im Material . . . neu fl. 45  
*Koppel 8'* des 2ten Manual, dafür das jetzige Register . . . neu  
*Lieblich Gedeckt 8'*, 2 Octaven von Fichtenholz . . . fl. 60  
 Flöte 4' . . . war in Wirklichkeit nur Kleingedeckt 4' . . . dafür neu:  
 Flöte 4' offen . . . von Zinn fl. 55  
 Octave 2' nicht wieder verwendet . . . wegen enger Mensur zu spitz . . .  
*Flautino 2'* dafür in weiter Mensur, von Zinn fl. 45  
 (Einschließlich der im Angebot schon „cassirten“ Positivregister, Quint, Terz und Mixtur 3fach, sind nunmehr auch die noch übrigen Silbermannregister durch neue Stimmen ersetzt.)  
*Crumhorn 8'* waren die Stiefel zu dünn, weshalb neue . . . das Register erhielt auch wie Trompete, neue . . . Stimmkrücken fl. 20

An den vorhandenen Baß und Gedecktpfeifen wurden die aufgenagelten Vorschläge . . mit Schrauben befestigt fl. 8

Das *Gehäuse* hatte ursprünglich keinen Sockel welcher von Eichenholz neu hergestellt wurde = 11" hoch u. 18' lang fl. 10

Das alte große eichene Gehäuse war aus allen Fugen und früher Alles mit eisernen Nägel befestigt, was nun geschraubt ist . .

sämtliche Mehrarbeiten Summa fl. 601"

Bis 1883 wurde „das Register Crumhorn noch von der alten Orgel“ schließlich durch eine freischwingende Harmonica 8' ersetzt. Auch Voits Flautino 2' ist für ein II. Manual zu hell und verschwindet wieder.

Im Jahre 1905 muß die Orgel einem Neubau weichen. Das bereits am 7. Januar 1904 eingereichte, sieben Folioseiten umfassende, völlig belanglose, unsachliche und arrogante Gutachten des Erzb. Orgelbauinspektors gipfelt in der Anweisung: „An einer Stätte, wie die schöne Stiftskirche in der Weltstadt Baden gehört ein Instrument mit all den kolossalen Vorzügen, welche der Orgelbau gerade in den letzten Jahrzehnten erreicht hat: *Pneumatik* anstelle der der Temperatur & den Witterungsverhältnissen unterworfenen Mechanik, eine *Spielart* gleich der eines modernen Flügels, was erst ein künstlerisch vollendetes Spiel ermöglicht (der Vergleich ist nicht zutreffend, denn die angenehme Spielart des modernen Flügels beruht gerade auf seiner durchkonstruierten Mechanik), *drei Manuale* mit einer viel größeren & manigfaltigeren Registerzahl, bis f' erweitertes *Pedal*, die modernen Einrichtungen für bequemes *Registrieren*, *Echowerk*, *Generalschweller*, *Sub- & Superoktavkoppeln*, *Collectivzüge*, *elektrischen Betrieb* des Gebläses, Ventilator & anderes mehr.“

Die katholische Pfarrgemeinde Bulach erhält am 20. Oktober 1905 die Genehmigung, das Baden-Badener Orgelwerk für 2000.— M zu erwerben. Im Orgelbaufaszikel des Pfarrarchivs<sup>8)</sup> ist ein detailliertes Angebot der

Firma Voit vom 19. April 1905 abgelegt mit folgender Registerposition.

### I. Manual, C—f''' 54 Noten

1. Bourdon	16'
2. Prinzipal	8'
3. Viola di Gamba	8'
4. Gedeckt	8'
5. Flöte	8'
6. Oktave	4'
7. Flöte	4'
8. Quinte	2 <sup>2</sup> / <sub>3</sub> '
9. Oktave	2'
10. Cornett	3—5 fach
11. Mixtur	3 fach
12. Trompete	8'

### II. Manual, C—f''' 54 Noten

1. Prinzipal	8'
2. Salicional	8'
3. Lieblich Gedeckt	8'
4. Aeoline	8'
5. Vox coelestis	8'
6. Flöte	4'
7. Fugara	4'
8. Harmonica	8'

### Pedal, C—d' 27 Noten

1. Violonbaß	16'
2. Subbaß	16'
3. Oktavbaß	8'
4. Gedecktbaß	8'
5. Posaune	16'
1 Manualkoppel	
2 Pedalkoppeln	
1 Collectivzug	

Doch auch in Bulach gelangt die in das alte Gehäuse organisch eingepaßte, mechanische Kegelladen-Orgel nicht mehr zur Einrichtung. Die Firma macht — vom beflissenen Orgelbauinspektor unterstützt — ein weiteres Geschäft und liefert für ein Aufgeld von 5665.— M die normierte, röhrenpneumatische Fabrikorgel mit zurechtgestutzten, chromatischen Membranladen. An

die Stelle der Quint  $2\frac{2}{3}'$  tritt Dulciana  $8'$ , Octav  $2'$  wird durch Piccolo  $2'$  vertreten. Die Prospektpfeifen Silbermanns, aus reinem Zinn, werden durch Zinkpfeifen ersetzt. „Ich teile Hochwürden dieses mit, weil ich weiß, daß Sie die Unbrauchbarkeit des alten Prospekts bedauern“, schreibt der hörige Experte an den Pfarrer von Bulach.

Am 4. März 1927 wird der Stiftungsrat vom gleichen Gutachter zur „neuerstellten Trompete  $8'$  (aus Zink) der Firma Heß & Binder“ und dem „sich nach oben öffnenden Schwellkasten“ des II. Manuals beglückwünscht — „er ist von sehr guter Wirkung und ersetzt in etwa ein III. Manual.“

Am 14. Oktober 1950 stellt Orgelbauer Steuer die jetzt vorhandene Quint  $2\frac{2}{3}'$  und die neue Mixtur  $1\frac{1}{3}'$  4fach in Rechnung; Cornet 5fach und die alte Mixtur 3fach mit den Silbermannpfeifen verschwinden. Auch Voits Harmonica  $8'$  ist heute nicht mehr im Werk. Die Pneumatik ist inzwischen rettungslos verrottet.

Von dem verschnittenen, teilweise seiner unersetzlichen Ornamente beraubten und doch immer noch wirkungsvollen Eigler-Gehäuse der Silbermannorgel, das an drei eisernen Haken diesem verfallenen Wrack vorgehängt ist, muß die schon lange erwartete Erneuerung ausgehen. Die erhaltene Prospektfront und die Außenwände der beiden großen Türme werden zu einem geschlossenen, doppelgeschossigen Schrein mit Decken, Seiten- und Rückwänden ergänzt. Der Dekoration fehlen allerdings die geschnitzten Zierflügel und sämtliche Akroterien, doch sollte man diese fragmentarische Erhaltung belassen.

#### *Anmerkungen*

<sup>1)</sup> Kunstdenkmäler Badens, IX. Band, 5. Abteilung, Karlsruhe 1937.

<sup>2)</sup> Kunstdenkmäler Badens, XI. Band, 1. Abteilung, Karlsruhe 1942.

<sup>3)</sup> G.L.A. 195/724 und 723.

<sup>4)</sup> Pariser Silbermannarchiv. Silbermann IV R. 11.673. Zitiert nach meiner 1963 ersten vollständigen Übertragung der Handschrift.

<sup>5)</sup> Vgl. zum Werkaufbau: Acta organologica Bd. 4 Berlin 1970, Seite 50, Schema IV. Baden-Baden.

<sup>6)</sup> Die Chororgel wurde geliefert, wie M. Schaefer aus einer Straßburger Silbermannhandschrift nachweist.

<sup>7)</sup> Stadtpfarrei Baden-Baden, Liebfrauenpfarrei, Rubrik 9. Kirchenbaulichkeit, a) die Kirche, Orgel, 1860—1954.

<sup>8)</sup> Pfarrei Bulach, Rubrik 9. Kirchenbaulichkeit, die Orgel in der Pfarrkirche betreffend, 1905 ff.

Nachtrag zum Aufsatz: Die Orgel der Karlsruher Schloßkapelle in der Evangelischen Pfarrkirche zu Langensteinbach. Badische Heimat — 49. Jg., Heft 4, Dez. 1969, S. 466—492.

Anlässlich der bereits unternommenen Renovation der Langensteinbacher Kirche, wird auch die Stieffellorgel aus der Karlsruher Schloßkapelle wiederhergestellt. Erneute Untersuchungen am Stützen- und Lagerwerk erbrachten den Beweis: Das Positiv stand niemals hinter dem Hauptwerk — wie dies der erste Vertragspunkt von 1784 verlangt —, sondern wurde von Stieffell in das dazu besonders hergerichtete Hauptwerks-Untergehäuse eingefügt. Hiermit erklärt sich Voits fehlende Position einer Verlegung in seinem sorgfältigen Angebot von 1858 (s. S. 480). Abgesehen von der vertraglichen Abmachung, „das Positiv seye nothwendig hinter das Principal in der Höhe anzubringen“, lassen sich die übrigen Zeugnisse für das „Oberwerk“ auf das Obermanual des Spieltischs deuten bzw. auf das Hauptwerk selbst, welches ja wirklich ober dem Positiv steht.



## Berauscht von Orchideen

Blick in ein Kaiserstühler Gästebuch

Von Hans-Rüdiger Fluck, Freiburg

„Ein lieber Gast ist stets willkommen,  
Und ist er ein poetisch' Blut,  
So dichtet er — teils schlecht, teils gut.  
Und ist es gut, freut's jeden sehr,  
Und ist es schlecht, dann noch viel mehr . . .“

Mit dieser gereimten Aufforderung zum Dichten und Denken wandte sich der Wirt des Gasthauses zur „Sonne“ in Schelingen am Kaiserstuhl erstmals 1958 an seine Gäste. Er tat dies nicht ohne Resonanz, seine Gäste füllten inzwischen Blatt um Blatt des von ihm ausgelegten Buches mit gekonnter Poesie und liebevoll ausgeführten Zeichnungen. Das wäre an und für sich nichts Besonderes. Die in Schelingen verzeichneten poetischen Gebilde besitzen jedoch ein in Deutschland einmaliges Charakteristikum: sie sprechen vorzugsweise von Blumen, genauer gesagt, von Orchideen. Denn am Kaiserstuhl gedeihen nicht allein die Reben, sondern auf Grund günstiger klimatischer und geologischer Verhältnisse eben auch diese seltenen Nachtschattengewächse, die alljährlich Botaniker und Blumenfreunde anziehen. In diesem Sinne ist jener Poet zu verstehen, der niederschrieb:

„Wir kamen nicht des Weines wegen,  
Uns lockte zum Kaiserstuhl nur,  
Ein Stück ganz unberührte Natur.“

Ähnliche Beweggründe bestimmten den Nachfolger, der in seine dichterischen Fußstapfen trat:

„Bocksbart, Fliege und Spinne,  
Die lagen mir im Sinne,  
Als ich nach Schelingen zog . . .“

Über den weiteren Orchideenbestand des Kaiserstuhls gibt in gelehrten Worten ein Botaniker Auskunft:

„Orchis rimia  
in Massen da!  
Auch als Bastarde, wahr ist's!  
Und Orchis militaris!  
Manus Orchis  
Auf mancher Wies!  
Nidus avis  
Bravo, bravis!  
Orchis ustulata  
war ebenfalls reichlich da!  
Die Bocksriemenzunge jedoch  
fehlt uns noch!“

Weniger wissenschaftliche Gründlichkeit zeigt ein Gast, der seine Aufenthaltseindrücke in zwei Kurzstrophen zusammenfaßte. Sie weisen ihn mit ihrer dem Inhalt angepaßten Form ebenso als Könner wie als Kenner und Genießer aus:

„Orchideensuche  
Mit dem Buche  
In der Hand  
Über Land.  
Welche Wonne  
In der Sonne  
Zu ruh'n!  
Nichts zu tun.“

Doch auch die anderen Gäste waren keineswegs Kost- und Weinverächter wie es die bisherige Auswahl der Verse nahelegen könnte. Vielmehr verbindet sich das Lob der Orchis stets mit dem Lob auf des Wirtes Küche und Keller:

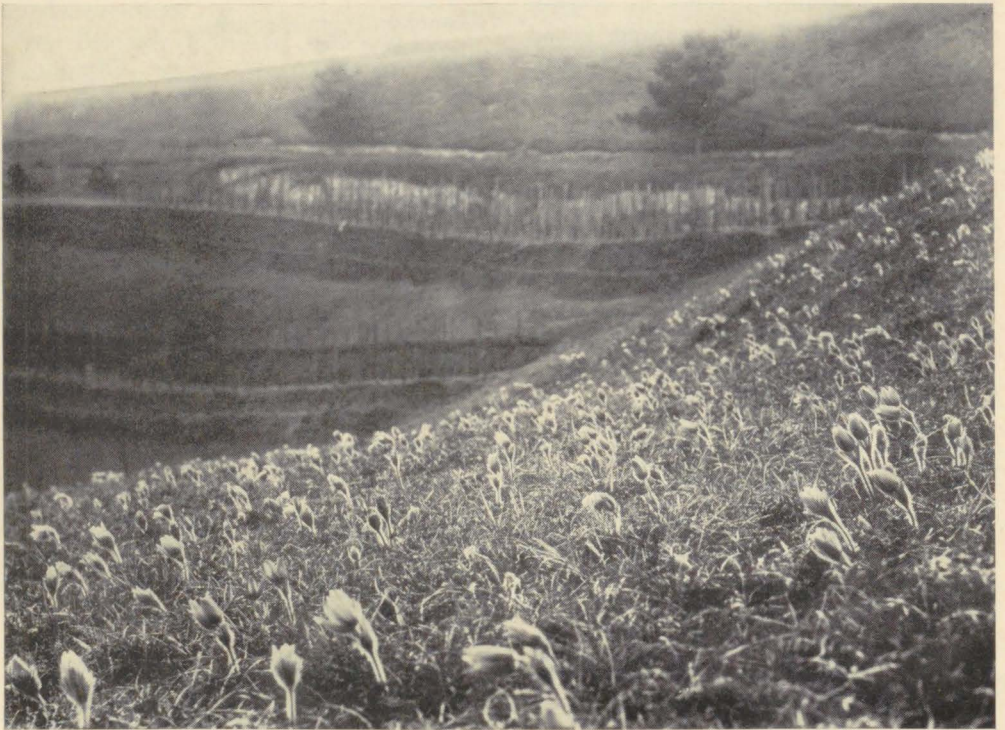
„Wurstplatten, Schnitzel, riesengroß,  
Omelettes, Nudeln und auch Kloß,  
Kirschen, Erdbeeren und der Wein,  
Ach, wo kann es schöner sein?!“

Solche Lobeshymnen auf die heimische Küche wechseln mit dem Preis der Kaiserstühler Landschaft, dessen Worte und Klän-



*Küchenschelle*

Foto: A. Kleiber



*Küchenschellenblüte am Badberg*

Foto: E. Litzelmann



*Dingelorchis*

Foto: E. Litzelmann



*Hummel-Ragwurz*

Foto: E. Litzelmann

ge dabei — wie der Literaturhistoriker formulieren würde — „sich zu einem Abbild tiefster Seinsgründe verdichten“:

„Gesegnet die Täler, die Matten und Höh'n,  
Gesegnet die Menschen, die fest hier steh'n  
In schwerer Arbeit an Rebstock und Pflug,  
Doch schlicht und warm und ohne Trug!

Und welchen Reichtum beut die Natur  
An Kostbarkeiten in Wald und Flur!  
O, gebe Gott dem Schelinger Land  
Für alle Zeiten Glück und Bestand!“

Keiner findet sich, dem es am Kaiserstuhl nicht irgendwie wehevoll und warm ums Herz wurde, keiner, der da von seinem Besuch enttäuscht war und den die Muse nicht geküßt hätte. Wer nichts Eigenes ersann, der bediente sich bewährter literarischer Formen und Vorbilder. Die Lieder „Wenn ich ein Vöglein wär“, „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren“ oder „Wem Gott will rechte Gunst erweisen“ werden gleichermaßen kunstvoll variiert wie



*Riemenzunge*

Foto: E. Litzelmann

Schiller's „Glocke“, Goethe's „Faust“ oder Eugen Roth's „Ein Mensch-Gedichte“. Selbst der Römer Seneca inspirierte zum Schreiben, in klassischem Versmaß:

„Her von Frankfurt führt der Wind uns —  
sprachens wir bitter,  
Sonne, Ruhe und Frieden zu finden ist  
unser Begehrt . . .“

Diesem Begehren einer müden Wandergruppe wurde anscheinend entsprochen, denn der schwere Duft der Orchideen und der Geist des Kaiserstühler Rebensaftes beflügelten wenig später die Gäste zum euphorischen Ausruf: „Bei Spätburgunder waren wir Göttern gleich!“

Von der Höhe des Olympos rufen den amüsierten Betrachter des Gästebuches zwei Farbphotos Kaiserstühler Orchideen mit der Beischrift:

„Unseren Enkeln kündens Photos in Jahren,  
Daß diese Pflanzen einmal hier heimisch  
waren.“

Grund solch düsterer Prognosen bilden in den letzten Jahren neuangelegte Weinbauterrassen, denen einige Orchideenstandplätze ganz oder zumindest teilweise zum

Opfer fielen. Darüber klagt in einem der letzten Einträge des Schelinger Gästebuchs ein Besucher, der mit wachen Augen die gewandelte Dorfszenerie beobachtete und seine Feststellungen, bezeichnenderweise in ernüchternder Prosa, zu Papier brachte:

„1959 war Schelingen ein armseliger Ort . . ., 1969 war Schelingen nicht wiederzuerkennen. Aufschwung überall. Und der Preis für diesen Aufschwung? — Eine urtümliche, grandiose Landschaft, einmalig für Deutschland, mit allen ihren Beständen und Schätzen an Tieren und Pflanzen ist ohne Skrupel zerstört worden und unwiederbringlich verloren. Und sollten wir mal nicht mehr im Wohlstandsklee bis zum Hals stehen, dann werden eben wieder Terrassen stillgelegt, — wie schon früher! Was tut's: Erst kommt das Fressen und dann die Moral!“

Der Wirt, auf dieses kritische Brecht-Wort und das Verschwinden der Orchideen angesprochen, ist weniger skeptisch. Er meint, daß seine Gäste hier ein wenig übertreiben, um weitere Orchideensucher abzuhalten. Denn noch kommen sie immer wieder, um ihr Standquartier in Schelingen zu beziehen und den selten gewordenen Tieren und Pflanzen nachzuspüren.

---

## *Gastlig si*

*Gast,  
siaßi Last  
fir der, wu ilade wott  
un fir der, wu kumme sott.  
Gastlig ge  
un gastlig nemme  
ghere zsamme,  
mache Fraid,  
ehre Beid! —  
Liabi, guati Gastligkeit!*

Karl Kurrus

# Die „Brooklyn-Brücke“, mit den Augen eines Heidelberger Malers gesehen

Von Lili Fehrle-Burger, Heidelberg

Die „Brooklyn-Brücke“ von New York, jener typische Blick in das Riesentor der Neuen Welt, hat *Pieter Sohl* in seinem „Großstadtkönig“ mit leichter, lockerer Hand wie eine Märchenbrücke aus „Tausendundeine Nacht“ gemalt, jenen „Luftgebilden“ vergleichbar, die nach Goethe „über einem wunderlichen Boden schwan-kend“ als farbige Vision in einem fernen Traumland aufleuchten.

Das Kurpfälzische Museum hat mit diesem Aquarell ein originelles Kunstwerk erworben. Es zeigt, wie sich ein Maler, angesichts der überall sich aufdrängenden Farbphotos einer der malerischsten Brücken Amerikas, in das innerste Symbolreich seiner Kunst zurückzieht, um aus der poetischen Resonanz heraus, die ein überwältigender optischer Eindruck in ihm auslöst, in einem surrealistisch gestalteten Bild ein geistiges Gegengewicht zu schaffen.

Nicht die gewaltige technische Leistung der Brooklyn-Brücke, nicht diese kühne, weit gespannte Querverbindung über den ins Meer verströmenden East-River, von der Wolkenkratzerstadt Manhattan nach Brooklyn hinüber, hat Pieter Sohl zum beherrschenden Leitgedanken seiner Komposition erhoben. Es kam ihm vielmehr darauf an, hinter diesem großartigen Triumph über die Natur zugleich die seelische Ohnmacht des Menschen aufleuchten zu lassen, der des Einklangs mit der Natur bedarf. So werden die schlanken, himmelhoch aufsteigenden Brückenpfeiler zum eisernen Netzwerk einer unsichtbaren, rastlos tätigen Riesenspinne. Mit ihrem kunstvoll konstruierten schwarzen Käfig umklammert sie alles, was Licht und Farbe ausstrahlt. Nur schemenhaft sind darin die Umrisse der Wolkenkratzerstadt und eines davor gelagerten Häuserbergs an-

gedeutet, auf dem der „Großstadtkönig“ thront. Das babylonische Stimmengewirr der Millionengroßen Stadt, ihr ohrenbetäubender Motorenlärm und die ameisenhafte Geschäftigkeit ihrer Bewohner scheinen sich darin verflüchtigt zu haben. Der farbige Abglanz ihres Lebens leuchtet nur noch in den verwehenden Spuren einer geisterhaften Riesengroßen Stadt nach. So hat sich die vielbewunderte Hängebrücke an der Ostküste der Vereinigten Staaten Amerikas hier in eine eiserne Zwingburg des technischen Fortschritts verwandelt, deren geistige Transparenz einen geradezu unwiderstehlichen Blickfang darstellt.

Im Zeitalter der klassischen Kolonialkultur Amerikas, deren Bauweise noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein vorherrschend blieb, bedeutete der Bau dieser Brücke eine ebenso sensationelle Errungenschaft wie die erste Kabelverbindung nach Europa. Man versprach sich damals noch von den technischen Mitteln eines weltumspannenden Gedankenaustauschs zwischen Menschen und Völkern eine goldene Zukunft. In seinem Märchen von der goldenen Schlange hat daher Goethe die Brücke zum Symbol fruchtbarer menschlicher Begegnungen erhoben. Einer höheren Eingebung zufolge wölbt sich darin eine Schlange über einen Fluß, um zwei getrennte Ufer mit Bewohnern zu verbinden, die im Grunde aufeinander angewiesen in ihrer persönlichen Entfaltung bis dahin behindert waren, so daß sich im Bilde dieser goldenen Brücke das gemeinschaftsbildende Mysterium des Lebens offenbart. In Heidelberg gab es zu Goethes Zeiten nur die alte Brücke. Aus der klassischen Harmonie der Landschaft hervorgewachsen, erschien sie ihm als eine der schönsten der Welt, wie sie im rhythmischen



Die Brooklyn-Brücke von New York, USA. Aus „Einführung in die moderne Kunst“ von Fritz Burger. 1916

Einklang mit dem Flügelschlag einer Schwalbe sich über die kraftvollen Pfeiler schwingend, die beiden auseinanderstrebenden Ufer vor dem meeresweiten Horizont der Rheinebene noch einmal miteinander verbindet.

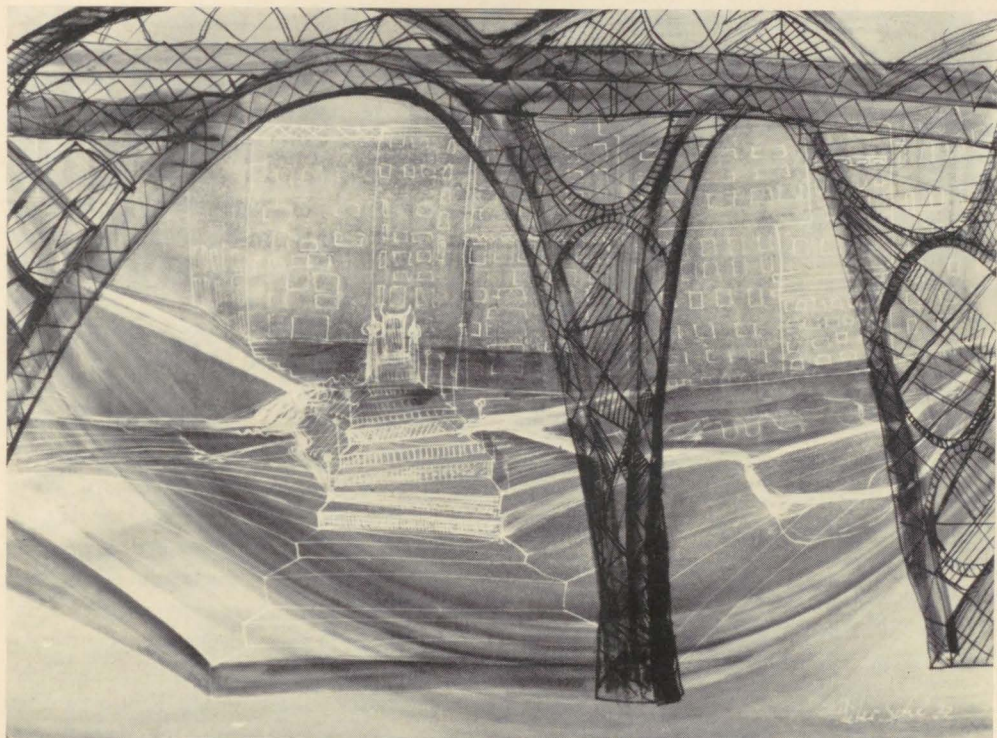
Mit einer landschaftsverbundenen Baukunst solcher Art ist der Heidelberger Maler Pieter Sohl aufgewachsen, von Kindheit an mit offenen Augen für alles, was ihm inmitten einer schönen, spendefreudigen Natur ein Jahrtausende alter Kulturraum zu bieten hatte, in dem immer noch der Mensch das Maß aller Dinge geblieben war.

Die jenseits des Ozeans auftauchende Brooklyn-Brücke empfand daher dieser Maler nicht nur als das in die Zukunft weisende Signal einer abstrakten, funktionalen Bauweise, wie sie Fritz Burger schon 1913 in seiner „Einführung in die moderne Kunst“ gedeutet hat, sondern sie erschien ihm zugleich als ein unheimliches Sinnbild einer despotischen Macht, die sich nach Auffassung des englischen Dichters Priestley in

diesen anonymen Riesenskeletten „gegen die Menschenseele verschworen“ habe, eine Befürchtung, die auch schon Fritz Burger mit dem Hinweis auf „ein reiches, aber armseliges Geschlecht“ verriet.

Diese, auf amerikanischer Seite nicht weniger gehegte Befürchtung hat beispielsweise Sinclair Lewis zu seinem zeitkritischen Roman „Die endlose Straße“ angeregt, worin im Sog der technischen Zivilisation alles entschwindet, was noch Gesicht hat auf dieser Erde, während die typische Gleichartigkeit moderner Industriestädte, schablonenhaft in eine entseelte Welt projiziert, die schöpferischen Fähigkeiten ihrer Bewohner durch eine lähmende Langeweile zu unterhöhlen beginnt.

Von diesem modernen Kulturpessimismus war der noch im Zeitalter Goethes geborene deutsche Bauingenieur der Brooklyn-Brücke, Hans A. Roebling (1806—1869) und sein Sohn Washington, der das Werk seines Vaters nach dessen tödlich verlaufenem Unfall



*Die Brooklyn-Brücke, mit den Augen des Heidelberger Malers Pieter Sohl gesehen. Neuerwerbung des Kurpfälzischen Museums unter dem Titel „Großstadtkönig“.*

vollendete, noch weit entfernt. Vielmehr hat Hans Roebing nach seiner Ausbildung im *Berliner Polytechnicum* auf amerikanischem Boden ideale Möglichkeiten des zukunfts-trächtigen Brückenschlagens vorgefunden, nachdem er dort zuerst in Pennsylvanien, einer damals noch überwiegend von deutsch-sprechenden Pfälzern und Schwaben besiedelten Provinz, zu praktizieren begonnen hatte. Seine eisernen Hängebrücken oberhalb der Niagara-Fälle, über den Delaware und den Hudson-Canal machten ihn zum berühmtesten Brückenbauer seiner Zeit. Das physikalische Gesetz der Kettenlinie, auf dem sie beruhten, war an sich nichts Neues. Schon im 3. Jahrhundert n. Chr. gab es in China eiserne Hängebrücken. In Amerika führte eine solche bereits 1796 von Pinlay über den Jacobs Creek. Was jedoch an den

Brücken Roebings immer wieder begeistert, ist die enthusiastische Schwungkraft eines Genies, die in der großzügigen Linienführung und in den schönen Kurven ihrer Tragseile zum Ausdruck kommt, ein Enthusiasmus, durch den Hans Roebing zum überzeugten „John“ Roebing geworden war, der seinen Sohn „Washington“ taufen ließ, in der festen Gewißheit, daß dieses Kind später einmal das Werk seines Vaters im Geist des Gründers der Vereinigten Staaten fortsetzen und krönen werde. Seine Hoffnung ging in Erfüllung. Als eine tragische Ironie des Schicksals mutet es dagegen an, daß ein Jahrhundert später der amerikanische Präsident John F. Kennedy nach Berlin kam, um sich angesichts der dort inzwischen aufgerichteten Trennungswand zu den Berlinern zu bekennen, während John Roebing die

Brooklyn-Brücke des einstigen Berliner Architektur-Studenten von den Amerikanern stets als eine höchst bewundernswürdige, bahnbrechende Tat bewertet wurde, „sowohl in wissenschaftlicher wie in menschlicher Hinsicht.“ — Von der heroischen Stimmung des Aufbruchs in die Neuzeit, die John Roebling und seinen Sohn in den Jahren ihrer Arbeit an der Brooklyn-Brücke (1867 bis 1884) beseelt hat, gab L. Mumford in seinem Buch „Vom Blockhaus zum Wolkenkratzer“ eine dramatische Schilderung: „Als John Roebling, der die Entwürfe für die Brücke hergestellt hatte, mitten aus seinem Schaffen hinweggerafft wurde, übernahm sein Sohn Washington Roebling, den Weiterbau; in Wind und Wetter war er mit solcher Hingabe bei der Arbeit, daß er darüber erkrankte und sein Haus, Columbia Heights, nicht mehr verlassen konnte. Zehn Jahre lang überwachte er, — ein Feldherr, der die Schlacht leitet, — durch ein Fernrohr die fortschreitende Arbeit.“

Diese Schilderung ist für den revolutionären Durchbruch zum Stil des 20. Jahrhunderts ebenso kennzeichnend, wie das entgegengesetzte Bestreben, die bildende Kunst für das menschliche Seelenleben und für geistige Realitäten, die sich darin spiegeln, transparent zu machen. Die Berufung, die der Heidelberger Maler Will Sohl seinem Sohn Pieter vererbt hat, beruht daher auf der unbeirrbaren Gabe des Künstlers, die eigenen Gebilde seiner schöpferischen Phantasie der Anonymität der Technik gegenüberzustellen, frei von modischen Effekthaschereien, mit denen heutzutage allzu oft das Publikum umworben, aber auch immer mehr gelangweilt wird. Davor wird Pieter Sohl durch sein väterliches Erbe bewahrt, indem er, dem Geiste Goethes getreu, weniger die unergiebigste, abschreckende Wetterseite seiner Umwelt ins Auge faßt, als die dahinter immer noch zu entdeckende rebentragende Sonnenseite des Lebens, deren schöpferische Impulse die bildende Kunst zu allen Zeiten zu vermitteln und zu deuten vermochte.

---

### *Dankbar si*

*S goht,  
sit d Welt stoht  
eso:*

*Vil kumme,  
s wird gnumme,  
megligst gnuu,  
ender meh drzua.*

*Wenn s nit langt wird gmurrt. —  
Gli sin dia Meiste furt,  
eifach furt!*

*Un drno  
stoht der, wu ge het do,  
wird nimmi froh,  
wel sit älteste Tage  
dia Meiste vergesse  
Dankschen z sage.*

Karl Kurrus



# Die Quellwasserleitung des Johann Andreas von Traitteur

Von Karl Heinz Frauenfeld, Heidelberg

Man kann wohl ohne Einschränkung Johann Andreas von Traitteur als einen der führenden Köpfe des badisch-pfälzischen Raums um 1800 bezeichnen. Ein Mann dessen Gedanken sich fortwährend mit großen Plänen und technischen Projekten beschäftigten, die er auch mit zäher Energie und einem unerschütterlichen Glauben an sich selbst in die Tat umsetzte, obgleich er nur allzu oft von seinen Zeitgenossen als Phantast angesehen wurde.

Das wohl größte Unternehmen, welches Traitteur in seinem Leben plante und ausführte, war der Bau der Wasserleitung von Rohrbach bei Heidelberg zur damaligen Residenzstadt Mannheim, das in seinen Ausmaßen für die damalige Zeit kaum Vorbilder kannte. Vergleichbar wäre vielleicht die im Jahre 1618 entstandene Sole-Leitung von Bad Reichenhall nach Traunstein.

Welche Umstände gaben nun den Anstoß zu diesem Vorhaben? Nach Verlegung der kurfürstlichen Residenz von Heidelberg nach Mannheim durch Kurfürst Karl Philipp im Jahre 1720, erlebte Mannheim ein sprunghaftes Anwachsen seiner Bevölkerung, was natürlich auch viele Probleme mit sich brachte. Als Ursache der fortwährend ausbrechenden Krankheiten bezeichneten die Ärzte das aus den morastigen Festungsgräben und umliegenden Sümpfen entnommene Trinkwasser.

Ein Zeitgenosse, der Dichter Wilhelm Heinse, schrieb darüber am 15. Juli 1780 in einem Brief an Betty Jacobi: „In Mannheim ist das Wasser so schlecht und hart, daß man im Tee lauter Widerhaken zu trinken meint, und die Gräben dünnen einen so üblen Geruch aus, . . . daß man davor oft nicht auf den sonst so schönen Wällen spazieren kann, . . .“

Trotz vieler von den Kurfürsten unternommener, z. T. sehr kostspieligen Versuche

änderte sich die Situation nicht entscheidend. Beauftragte Fachleute, aber auch phantasievolle Dilettanten versuchten durch Jahrzehnte vergeblich, das Problem aus der Welt zu schaffen. So im Jahre 1739 ein Ingenieur Bibiena, der jedoch genau so scheiterte wie 1757 der Franzose Savigny. 1758 unternimmt der Hofastronom Peter Mayer in der Angelegenheit eine Studienreise nach Frankreich. Seine Eindrücke und Erfahrungsberichte, die durch den 1769 ebenfalls beauftragten Hofkammer-Rat Biedermann aus Rastatt noch erweitert werden, füllen schließlich zwei Folianten, deren Inhalt jedoch von dem damaligen Oberbaudirektor Pigage einer vernichtenden Kritik unterzogen wird. 1770 möchte der Mannheimer Küfermeister Mansperger das Quellwasser von Rohrbach bei Heidelberg mit Hilfe eines „Küferschlauches“ nach Mannheim leiten, wofür er für wahnsinnig erklärt wird. Während der Bäckermeister Bissinger 1771 schließlich mit Hilfe einer „Faßmaschine“ den Rhein auspumpen und das Wasser in die Gräben leiten will.

Da keine Lösung gefunden wurde, ließen sich der kurfürstliche Hof und die „reichen“ Einwohner deshalb ihr Trinkwasser täglich in Fuhren durch einen besonders dafür eingerichteten Wasserwagen von Heidelberg nach Mannheim bringen. Die kurfürstliche Verwaltung hatte eigens einen „Heidelberg Wasserfüller“ angestellt, der das Wasser aus dem Fürstenbrunnen im Schloßhof schöpfte. Wie aus einer Zeitungsanzeige vom 26. Februar 1768 im „Wöchentlichen Mannheimer Frag- und Kundschafts-Blatt“ zu ersehen ist, hat auch ein Händler namens Audibert diese Mannheimer Notlage ausgenützt und preist dort sein frisches Heidelberger Wasser zum Preis von zwei Kreuzern pro Krug an.



*Johann Andreas von Traiteur*

Diese Situation bewog Kurfürst Karl Theodor wohl endlich dazu, 1783 entscheidende Schritte zur Abhilfe zu befehlen. Den Auftrag erhielt General Tompson (1790 von Karl Theodor zum Grafen von Rumford ernannt), der mit dem Kurpfälzischen Ingenieur-Hauptmann Steimich und dem Salinen-Direktor Kleist Pläne und Kostenrechnungen vornahm und auch eine Wasserleitung von Rohrbach bei Heidelberg nach Mannheim ins Auge faßte. In diese Planungsgruppe wurde noch im gleichen Jahr Traiteur berufen, der die sich bietenden Möglichkeiten genauestens überprüfte, ausführbar fand, und in siebenjähriger, mühevoller Kleinarbeit genaue Pläne bis ins kleinste Detail ausarbeitete. 1790 legte Traiteur dann seine Pläne und Kostenberechnungen dem Minister Graf Oberndorf zur Genehmigung vor.

Traiteurs Rahmenplan sah vor, Trinkwasser durch eine Wasserleitung aus Rohrbach zu beschaffen, sowie das in den

Festungsgräben aus Sicherheitsgründen stehende Wasser durch laufenden Zu- und Abfluß, versorgt durch einen Kanal aus dem Leimbach, frei von schädlichen Ausdünstungen zu machen.

Da sich sofort nach Bekanntwerden der Pläne Gegenstimmen erhoben und befürchtet werden mußte, daß das Projekt durch eine eingesetzte Kommission zerredet werden könnte, entschloß sich Traiteur am 20. Juni 1790, das Unternehmen auf eigene Kosten durchzuführen, wobei er als kühler Rechner folgende Bedingungen an die kurfürstliche Hofkanzlei stellte: 20 000 fl als Schenkung, 20 000 fl als Darlehen, 1000 fl für jeden öffentlichen und herrschaftlichen Brunnen, sowie das Recht, alles nicht benötigte Wasser an Private zum Preis von 600 bis 700 fl pro Anschluß zu verkaufen.

Diese Forderungen wurden am 19. 7. 1790 dadurch anerkannt, daß Kurfürst Karl Theodor das Projekt genehmigte. Der kurfürstliche Hof übernahm ferner auf seine Kosten den Bau des Wasserleitungsnetzes in der Stadt Mannheim, die Errichtung des Wasserhauses und des Wasserbehälters in Mannheim, die Mühleneinrichtungen in Rohrbach, sowie die Entschädigungen der Grundherren und sonstige Nebenkosten. Zusätzlich wurde eine Kommission aus Angehörigen der Regierung, der Hofkammer und des Stadtrats eingesetzt, die bestimmte, von Traiteur verlangte und bewilligte Privilegien kontrollieren und die Standpunkte der Brunnen in Mannheim bestimmen sollte. Die Kommission war strikte angewiesen, sich aber nicht in die Traiteur'schen Pläne einzumischen.

Die geplante Wasserleitung sollte letztlich folgendes Aussehen haben. Auf den Höhen oberhalb Rohrbachs, zwischen dem Bierhelderhof und der heutigen Waldparksiedlung Boxberg, wurden acht Quellen gefaßt. Für jede Quelle wurde ein eigenes „Brunnenhaus“ gebaut. Das Wasser der am entferntesten liegenden „Maxen-Quelle“, „Ludwig-

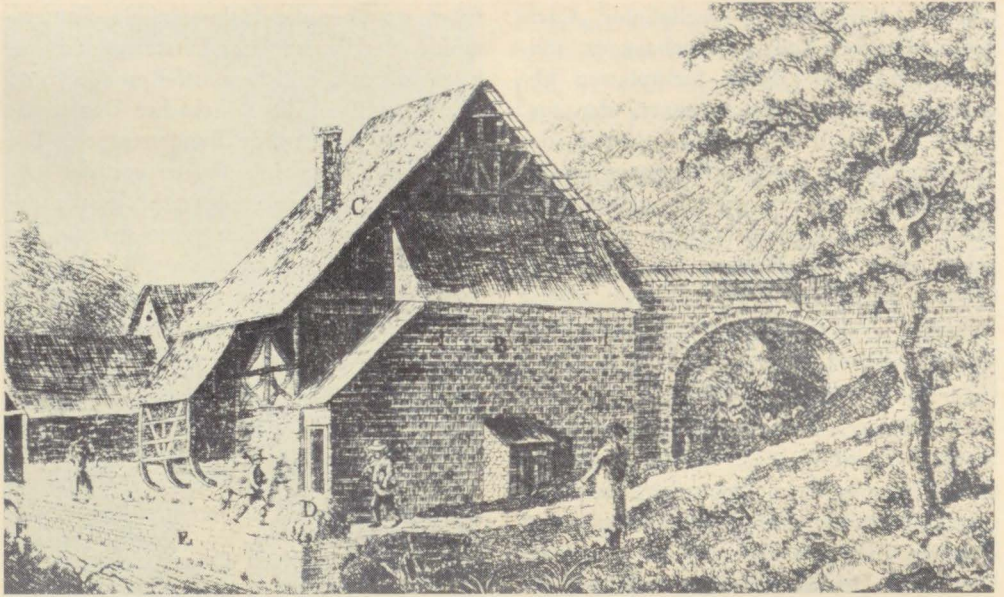
Quelle“, „Carl-Theodor-Quelle“ und „Carl-August-Quelle“ floß in ausgehauenen, steinernen Kändeln, durch Steinplatten abgedeckt, in einen Hauptbrunnen, den sog. „Carl-Theodor-Brunn“. Hier wurde das Wasser in einem großen Wassersarg gesammelt und in einer Hauptleitung talwärts geführt. In diese Leitung mündete weiter abwärts noch das Wasser der „Wilhelm-Quelle“, der „Pius-Quelle“, sowie zweier weiterer Quellen, die keinen besonderen Namen führten. Verschiedene dieser Quellen sind heute noch erhalten.

Die Wasserleitung lag in einem 6 bis 8 Schuh (1 Schuh = ca. 30 cm) tiefen Graben (Kanal) und mußte z. T. aus den Felsen ausgesprengt werden. In diesem Graben lagen Deicheln (Röhren) aus gebrannter Letten-Erde. Jede Deichel war 2 $\frac{1}{2}$  Schuh lang, 12 bis 15 Zoll (1 Zoll = ca. 3 cm) weit, bei Nebenleitungen 6 bis 8 Zoll. Beim Verlegen wurden sie 3 Zoll ineinander gesteckt und ausgekittet. Die Deicheln ruhten auf einem Unterlagstein, und die gesamte Leitung war nach oben durch Steinplatten abgedeckt. Alle 150 bis 200 Schuh wurden die Röhren durch einen Reinigungsspund (Regard-Häuschen) unterbrochen. Hier konnte der „Brunnenknecht“ die Leitung öffnen und mit Hilfe von Seilen reinigen.

Schwierigkeiten gab es nun dadurch, daß zur damaligen Zeit in Rohrbach noch fünf Mühlen in Betrieb waren, die nun einmal auf das Wasser angewiesen waren. Traitteur löste dieses Problem dadurch, daß er das Wasser in z. T. aufgemauerte, steinerne Arkaden führte und von dort aus auf die Mühlräder leitete. Damit das Wasser nicht verschmutzte, wurden die Mühlräder in hölzerne Verschläge eingebaut, die nur der Brunnenknecht öffnen durfte, nicht aber der Müller, der nur sein Rad an- bzw. abstellen konnte. Dies führte zu heftigen Klagen der Mühlenbesitzer, die hierin einen Eingriff in ihr persönliches Eigentum sahen, ohne jedoch etwas zu erreichen. Die Tonröhrenleitung

führte so über die Hahnenmühle, Sautersmühle, Brucknersmühle, Förstersmühle (bekannt durch die Eichendorff-Romanze) und Koppertsmühle, die Rohrbacher Dorfstraße hinab, bis zur jetzigen Bundesstraße 3. Die Rohrbacher Einwohner waren von der verschlossenen Wasserleitung nicht gerade beglückt und sperrten sich gegen manche der Maßnahmen. So schlugen sie z. B., ohne die vorgesehene Löschwassermöglichkeit zu benutzen, bei Ausbruch eines Brandes am 3. Januar 1795 die Türen verschiedener Regard-Häuschen ein, um Löschwasser zu erhalten. Die Angelegenheit hatte anschließend ein gerichtliches Nachspiel, das erst durch einen großzügigen Entscheid der kurfürstlichen Verwaltung bereinigt wurde.

Ab dem damaligen Ortsende von Rohrbach (ca. heutige B 3) wurde das Wasser in hölzernen Deicheln weitergeführt, die 20 bis 30 Zoll dick und 7 bis 8 Zoll weit ausgebohrt waren. Sie wurden von eisernen Reifen zusammengehalten und waren mit eisernen Buchsen ineinandergesteckt. Alle 50 Ruten (1 Rute = ca. 3 m) befanden sich steinerne Regard-Häuschen zur Reinigung und alle 500 Ruten ein sogenannter Luftturm, um einem Zerspringen der Röhrenleitung durch den Druck zu begegnen. In dieser Form sollte die Wasserleitung über den Pleikartsförsterhof (Kirchheim), Eppelheim, Wieblingen, Friedrichsfeld, Seckenheim nach Mannheim geführt werden, wobei daran gedacht war, diese Gemeinden ebenfalls später an die Wasserleitung anzuschließen. In Mannheim war zwischen dem Heidelberger Tor und dem Schloß ein Sammelbehälter vorgesehen. Mit diesem Wasser hätte man dann acht Brunnen auf dem Paradeplatz und vier Brunnen auf dem Marktplatz speisen können. Ferner sollten dann weitere Brunnen in dem geplanten Mannheimer Wasserleitungsnetz die herrschaftlichen Gebäude versorgen, aber auch den Hauseigentümern Gelegenheit gegeben werden, gegen Entgelt anzuschließen.



*Wasserleitung an der Foerster-Mühle*

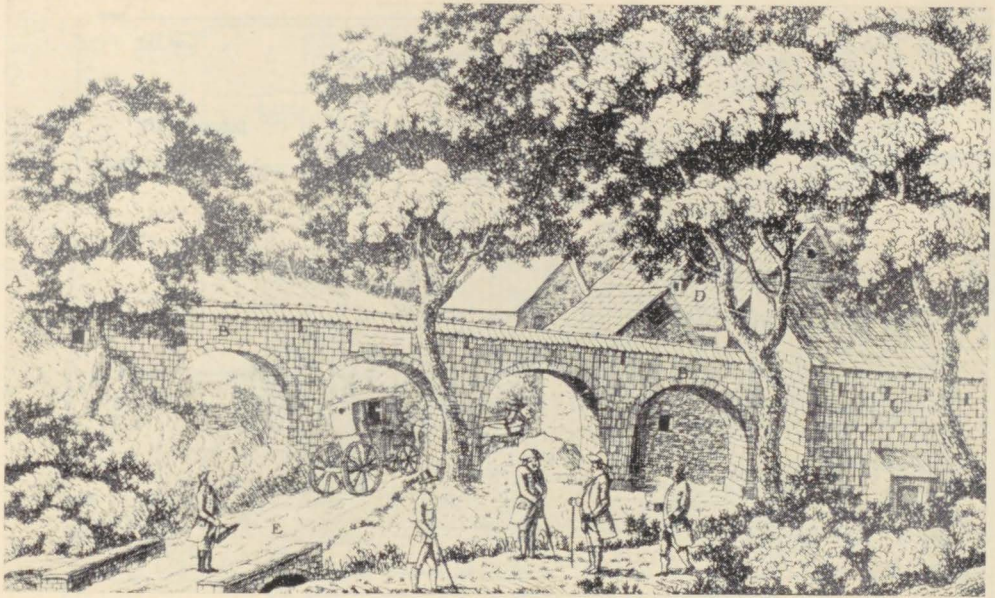
Der Bau des Kanals vom Leimbach von Schwetzingen nach Mannheim zur Reinigung der Festungsgräben, sollte nach Fertigstellung der Wasserleitung in Angriff genommen werden.

Bereits im August 1790 machte sich Traitteur daran, seinen Wasserleitungsplan in die Tat umzusetzen, mit dem Gedanken, die Arbeiten bis zum 50jährigen Regierungsjubiläum des Kurfürsten im Jahre 1792 abgeschlossen zu haben. Bei Eintritt des Winters konnte er einen Teil der Arbeiten bei Rohrbach bereits als abgeschlossen betrachten, wobei er fast 90 000 fl aufbringen mußte.

Inzwischen waren die Gegner des Traitteur'schen Unternehmens nicht müßig gewesen. Man zweifelte an der Haltbarkeit der Leitung, an der Ergiebigkeit der Quellen und unterstellte Traitteur sogar gewinn-süchtige Interessen. Die eingesetzte Kommission verlangte schließlich in Protokollen vom 24. November und 16. Dezember 1790 einschneidende Veränderungen, die das ganze

Unternehmen in Frage stellten. So sollte das in Mannheim abfließende Brunnenwasser dazu verwendet werden, die Straßenkändel zu reinigen und nicht, wie vorgesehen, an Private verkauft werden. Das warf Traitteurs gesamten Finanzplan um, der gerade auf diesen Punkt einen Hauptteil der Finanzierung gesetzt hatte. Die Abänderungsvorschläge fanden jedoch bei Kurfürst Karl Theodor Gehör, worauf am 1. März 1791 ein neuer Kontrakt unterschrieben wurde. An Stelle der 54 vorgesehenen Brunnen sollte nun in Mannheim an jeder Straßenkreuzung ein solcher errichtet werden, so daß sich die Zahl auf 130 erhöhte. Die Hofkammer verpflichtete sich, statt der im ersten Kontrakt festgesetzten 94 000 fl, die weit-aus höhere Summe von 238 000 fl bereitzustellen.

Gestützt auf diesen Vertrag verdoppelte Traitteur seine Anstrengungen. Er errichtete eine Kalk- und Ziegelbrennerei, eine Fabrik zum Brennen der Deicheln mit zwei Brandöfen, zwei Reib- und Mahlmühlen für das

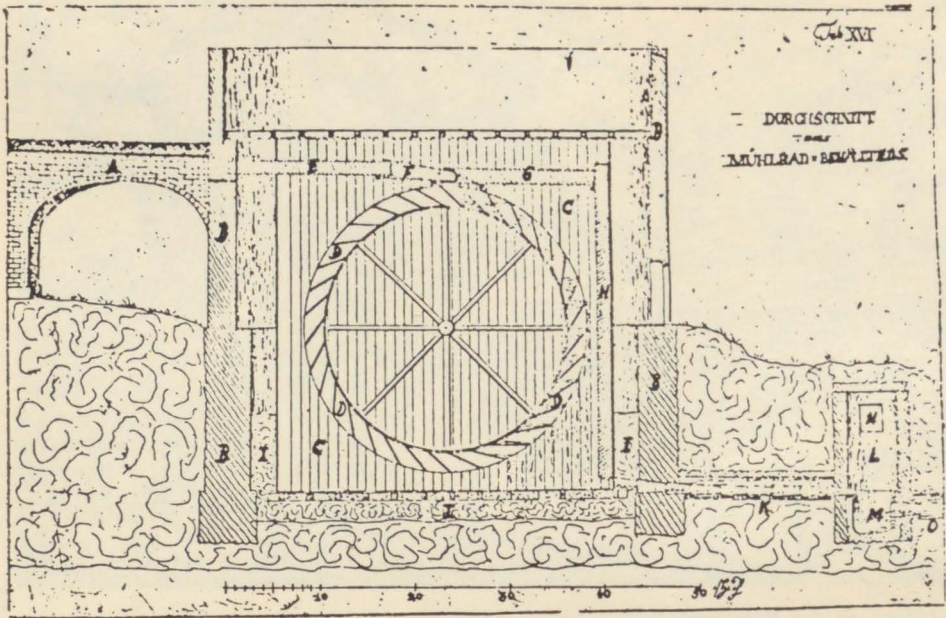


*Wasserleitung an der Hahnenmühle*

Ziegmehl, eine Pferde- und zwei Schwungmühlen zum Deichelbohren, eine Stampfmühle zur Herstellung des Kitts, Magazine und Schuppen, stellte einen eigenen Fuhrpark mit 32 Pferden, sowie Schiffen zusammen, eröffnete drei Steinbrüche und eine Schmiede und diente die dazugehörigen Arbeitskräfte, darunter mehrere hundert Maurer und Tagelöhner. Die Zahlungen der Hofkammer erfolgten vertragsgemäß, und Traitteur selbst hielt im Mannheimer Redoutensaal einen Vortrag, in dem er sein Werk der Bevölkerung vorstellte und die Mannheimer Hauseigentümer zur Subskription für einen Anschluß aufrief. Nichts schien einem erfolgreichen Abschluß der Arbeiten mehr im Wege zu stehen.

Da wurden plötzlich die Zahlungen der Hofkammer eingestellt, und am 21. 8. 1791 gab die eingesetzte Kommission bekannt, daß eine Untersuchung stattzufinden habe, ob die Anzahl der geplanten Brunnen nicht zu vermindern sei, da die hohen Kosten von der Hofkammer nicht mehr getragen

werden könnten. Traitteur wehrte sich verzweifelt gegen die erneuten Schikanen, fand aber in Minister Oberndorf keine Unterstützung, da sich dieser gegen die Hofintrige nicht durchsetzen konnte. Durch die Maßnahmen gezwungen, änderte Traitteur erneut seinen Plan und verminderte die Anzahl der Brunnen auf 61, was eine Senkung der Kosten auf 134 300 fl bewirkte. Dieses Angebot beschied die Hofkammer weder mit einem Ja noch mit einem Nein, sondern beließ die Angelegenheit in der Schwebe. Traitteur verlangte eine Entscheidung, aber ohne Erfolg. Der Sommer 1791 verging, der Winter trat ein. Durch Witterungseinflüsse waren große Schäden an dem halbfertigen Projekt eingetreten, so daß sich Traitteur zu einer Entscheidung gezwungen sah. Er bestimmte im Frühjahr 1792 selbst die Anzahl der Brunnen auf 80, wodurch sich die Gesamtkosten auf 169 000 fl erhöhten, und baute sein Projekt weiter, indem er sein eigenes Geld vorschob. Als er jedoch am 5. Juli 1792 erneut von der Hofkammer



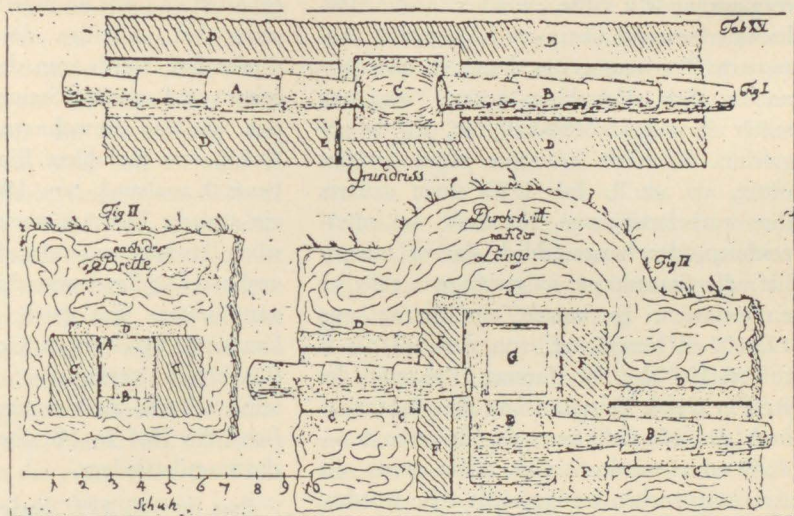
*Durchschnitt durch einen Mühlradbehälter*

- A = Die Arcade, auf welcher das Wasser auf der Anhöhe des Berges zur Mühle geleitet wird.
- B = Die Mauern des steinernen Radbehälters im Durchschnitt der Höhe nach.
- C = Der hölzerne Verschlag in Form eines Schrankes, in welchem sich das Mühlrad befindet.
- D = Das Mühlrad.
- E = Der hölzerne Einlaßkandel.
- F = Der bewegliche „Drechter“, wodurch das Wasser bald auf das Rad, bald in den Abfaß-Kandel gewiesen wird.
- G = Abfaß-Kandel.
- H = Abfaß-Kandel.
- I = Letten, in welchem der Boden und die Seitenwände des hölzernen Verschlags verwahrt sind.
- K = Die steinerne Deichelleitung in ihrem Kanal, in welchem das Wasser von dem Radbehälter weiter fließt.
- L = Ein Regard-Häuslein.
- M = Ein Reinigungssarg.
- N = Die Öffnung für den Brunnenknecht zum Nachsehen.
- O = Die Deichelleitung, welche das Wasser aus dem Reinigungssarg weiter führt.

eine Zahlung verlangte, wurde ihm diese verweigert mit der Auflage, die Arbeiten einzustellen bis der Kontrakt erneut überprüft sei. Die eingesetzte Sonderkommission brachte nun nicht das von der Hofkammer erwünschte Ergebnis, sondern bestätigte Traiteur. Trotzdem erfolgte keine Klärung

der Sachlage, im Gegenteil, endlose neue Untersuchungen und Beratungen waren die Folge.

Am Ende erschien ein Reskript vom 1. März 1792, das den bestehenden Kontrakt aufhob und eine dreiköpfige Kommission ernannte, die mit Traiteur einen neuen Ver-



Drei Zeichnungen zur Deichelleitung

Figur I: Der Kanal und die Deichelleitung im Grundriß

- A = Das obere Deichelrohr, aus dem das Wasser in den Sarg fließt.
- B = Das untere Deichelrohr, welches das Wasser aus dem Sarg wieder empfängt.
- C = Der Wassersarg in dem Reinigungspund und Regard-Häuslein.
- D = Die Seitenmauern des Kanals.
- E = Die Abflußöffnung in der Kanalmauer für das ausrinnende Wasser eines Deichels.

Figur II: Durchschnitt der Deichelleitung nach der Breite

- A = Der Deichel im Kanal.
- B = Der Unterlagstein.
- C = Die Seitenmauern des Kanals.
- D = Die Platten womit der Kanal gedeckt ist.

Figur III: Der Durchschnitt der Wasserleitung nach der Länge des Kanals und eines Regard-Häusleins.

- A = Das obere Deichelrohr, aus welchem das Wasser in den Sarg fließt.
- B = Das untere Deichelrohr, welches das Wasser aus dem Sarg wieder empfängt.
- C = Die Unterlagsteine, worauf die Deicheln ruhen.
- D = Die Platten womit der Kanal bedeckt ist.
- E = Der Wassersarg, in welchem die Gewalt des Wassers unterbrochen wird, sich der feine Sand absetzt, die Luft reinigt, und die Röhren ausgeputzt werden.
- F = Die Wände des Regard-Häusleins.
- G = Die kleine Türöffnung, durch welche der Brunnenknecht nachsehen und einsteigen kann.
- H = Die Decke des Regard-Häusleins, die von starken, großen Platten und mit drei Schuh Erde bedeckt ist.

trag aushandeln sollte, „welcher für die Hofkammer weniger lästig sei“. Vergebens protestierte Traitteur gegen die einseitige Maßnahme. Sein Vorschlag, gegen Vergütung seiner Auslagen zurückzutreten, wurde abgelehnt. So blieb Traitteur nichts anderes übrig, als am 2. Juli 1793 einen dritten, ihm aufgezwungenen Kontrakt zu unterzeichnen, der hauptsächlich darauf hinauslief, die Staatskasse so wenig wie möglich zu belasten. Es wurde ein Betrag von 128 000 fl vereinbart, von dem 20 000 fl sofort, 10 000 fl im Januar 1794, und der Rest in einem Zeitraum von drei Jahren — nach den Möglichkeiten der Staatskasse — ausbezahlt werden sollte, selbst wenn die Arbeiten vorher fertiggestellt sein würden.

Trotz dieses für Traitteur sehr unsicheren Vertrags, ging er mit neuer Zuversicht an den weiteren Ausbau seines Projekts. Die zum Kanalbau auf Edinger und Seckenheimer Gemarkung notwendigen Steine, Platten usw. wurden herangeschafft, die hölzernen Deicheln für den Abschnitt Seckenheim—Mannheim, sowie innerhalb der Stadt fertiggestellt. Was jedoch ausblieb, waren die vertraglich zugesicherten Zahlungen der Staatskasse. Als er am 26. April 1794 reklamierte, erhielt er keine Antwort, und als er erneut vorsprach, mußte er erfahren, daß sein Gesuch ad acta gelegt worden war mit dem lakonischen Vermerk: „das unschickliche Gesuch soll auf sich beruhen“. Ähnliche Antworten folgten auf alle weiteren dringenden Vorstellungen, die Traitteur erhob. Um sich zu rechtfertigen, setzte die Staatsverwaltung Kommissionen ein, die zum wiederholten Male den Stand der Arbeiten überprüften, abschätzten, und darauf aus waren, Traitteur Unregelmäßigkeiten und Kontraktbrüchigkeit nachzuweisen. Nachdem letzteres nicht gelang, wurde am 30. Dezember 1794 erklärt, daß die Staatskasse keine Zahlung schuldig sei.

Inzwischen hatte auch der Französische Revolutionskrieg seinen Einzug in die Pfalz

gehalten und was an lagerndem Baumaterial nicht den Unbilden der Witterung zum Opfer fiel, wurde von der Soldateska verbrannt und zerstört. Steine und Platten wurden von den Einwohnern der umliegenden Ortschaften gestohlen. Ein bereits ausgegrabenes Kanalstück von 1800 m stürzte ein, ein anderes Teilstück wurde von österreichischen Truppen aus taktischen Gründen eingeebnet. Die Transportschiffe gingen im Eisgang unter. Was blieb, waren Traitteurs finanzielle Belastungen. Gedrängt von seinen Gläubigern, versuchte er immer wieder zu seinem Recht zu kommen. Doch der kurfürstliche Hof in München war weit, und die Staatskasse leer.

Erst im Juli 1797 beriet die Hofkammer erneut die Sachlage und kam schließlich zur Ansicht, daß die Arbeiten an der Wasserleitung wenigstens zur Zeit nicht fortgesetzt werden konnten. Daraufhin kam am 22. März 1798 (am 7. Januar 1799 von Kurfürst Karl Theodor genehmigt) ein Vergleich zu Stande, der besagte, daß 1. alle früheren Kontrakte aufgehoben seien, 2. daß das gesamte Werk mit noch vorhandenem Materialvorrat usw. der Hofkammer zur freien Verfügung überlassen wird, 3. Traitteur erhält zur Verrechnung seiner Forderungen 128 000 fl in Staatsobligationen ausbezahlt, 4. beide Seiten verzichten auf weitere Ansprüche, 5. da man sich über die Zukunft der Wasserleitung noch nicht im Klaren war, wurde Traitteur mit der Oberaufsicht über die bestehende Teilanlage, vor allem in Rohrbach, beauftragt und erhielt dafür 2000 fl.

Doch Traitteurs Leidensweg war noch nicht zu Ende. Bevor die zugesicherte Auszahlung erfolgte, verstarb Kurfürst Karl Theodor, worauf die Zahlung durch die Staatskasse verweigert wurde, bis der Nachfolger — Max Joseph — neue Anweisungen geben würde. Es wurde sogar die Frage aufgeworfen, ob der Kurnachfolger überhaupt verpflichtet sei, die Verbindlichkeiten



seines Vorgängers zu übernehmen. Traiteur versuchte verzweifelt zu seinem Geld zu kommen, verfaßte Bittschriften und prozessierte, bis endlich am 16. November 1802 eine Kabinettsorder die Auszahlung verfügte. Doch um das Maß voll zu machen, mußte die Staatskasse eingestehen, daß sie die Traiteurschen Obligationen inzwischen anderweitig verwendet hatte. Das schien für Traiteur das Ende seiner Schuldforderungen zu bedeuten, denn inzwischen hatte sich die politische Lage durch die Kriege Napoleons vollkommen verändert, und die Rheinpfalz wurde 1803 aufgeteilt. Während die linksrheinische Pfalz von Frankreich okkupiert wurde, teilten sich die rechtsrheinische Pfalz Baden, Hessen und die Fürsten von Leiningen. Zur Abwicklung der dabei entstandenen

Verbindlichkeiten wurde eine „Ausgleichungskommission“ zusammengestellt, an die sich nun Traiteur mit seinen Forderungen wendete. Und hier fand er endlich sein Recht. Am 10. Juli 1805 beglich der Fürst von Leiningen seinen Anteil und am 13. September 1808 wurde schließlich der größte Teil der Traiteur'schen Schuldforderung durch die badische Staatsverwaltung bereinigt. Erst am 8. Juli 1814 bequeme sich die großherzogliche Verwaltung in Darmstadt dazu, ihren Anteil zu bezahlen. Damit waren vom ersten Spatenstich bis zur Begleichung der letzten Schuldforderung fast 25 Jahre ins Land gegangen, mit dem Ergebnis, daß das Lebenswerk eines Mannes an der Mißgunst und Engstirnigkeit seiner Mitmenschen gescheitert war.

---

## Der Baum

*Wolke schwebt, vom Licht entzündet,  
und vergeht im blauen Raum,  
in den Tiefen fest gegründet  
wächst aus Wurzeln groß der Baum.*

*Wie er sanft im Ästeneigen  
mütterlich den Raum umfängt!  
Sterne nisten in den Zweigen,  
Regen seine Wurzeln tränkt.*

*Und es geht der Kreis der Säfte  
so durch den gebannten Baum,  
wie das ewige Spiel der Kräfte  
durch den hohen Weltenraum.*

Otto Gillen

# Die Karlsruher Lokalbahnen

Von Wolfram-Christian Geyer, Karlsruhe-Durlach

Die Anregung einer Eisenbahnverbindung zwischen Karlsruhe und den angrenzenden Ortschaften der Hardt hatte die Bürgerversammlung Hagsfeld erstmals am 11. 2. 1883 angeregt. Danach sollte ein Ausschuß die Rentabilität einer regelspurigen Bahn prüfen. Die von ihr errechneten Kosten erschienen nicht vertretbar. Nachdem von privater Seite aus eine ins Leben gerufene Pferdeomnibuslinie Karlsruhe—Durmersheim im Sommer 1885 nur wenige Monate betrieben werden konnte, nahmen mehrere Hardtgemeinden energische Verhandlungen wegen eines Eisenbahnbaues mit der Karlsruher Stadtverwaltung auf. Dort wollte man das Bauprojekt der 1881 gegründeten „Vereinigten Karlsruher, Mühlburger und Durlacher Pferde- und Dampfbahngesellschaft“ (VKPD) unterstellen, die die am 14. 5. 1877 eröffnete Pferdebahnlinie Durlacher Tor—Marktplatz—Mühlburg, bzw. —Bahnhof (Kriegsstr.) sowie die 1881 eröffnete Dampfbahn Durlacher Tor—Durlach Bhf. verwaltete. Diese Bahnen waren regelspurig. Die Gesellschaft stellte jedoch gewisse Konzessionsbedingungen, so daß ein Zusammenschluß scheiterte. Weitere Verhandlungen erreichten, daß das badische Eisenbahn-Konsortium (Generalunternehmer Hermann Bachstein, Berlin; Bank für Handel und Gewerbe, Darmstadt; Rheinische Kreditbank Mannheim und Fa. Ladenburg & Söhne, Mannheim) die Finanzierung des Bahnbaues übernahm. Somit konnte das Projekt der Bahnlinie Spöck—Hagsfeld—Karlsruhe — Grünwinkel — Durmersheim am 11. 12. 1888 öffentlich bekannt gegeben werden. Nicht einig war man sich über die auszuführende Spurweite. Stadtbaurat Schück schlug eine schmalspurige Dampfbahn vor. Um die Vorteile einer solchen Betriebsart zu überprüfen, waren 4 Stadträte

beauftragt, die 1880 eröffnete 13,5 km lange Kleinbahn Liestal—Waldenburg (750-mm-Spur) an Ort und Stelle zu besichtigen; diese schmalste Bahn der Schweiz ist kürzlich modernisiert und zu einer Touristenattraktion besonderer Art geworden. — Nach dieser Inspizierung glaubte man, daß eine nicht vollbahnartige Anlage für die Hardtorte genüge, empfahl dafür jedoch die in Baden gebräuchliche Meterspur. Der Bürgerausschuß von Karlsruhe hatte bereits 1887 die Mittel für die notwendigen Vorarbeiten der Bahnlinie Karlsruhe—Hagsfeld—Spöck genehmigt. Die Linie Karlsruhe—Durmersheim wollte das Konsortium dagegen nur dann übernehmen, wenn die interessierten Gemeinden das Gelände für den Bahnbau unentgeltlich abtreten wollten. Sie hatten hierfür insges. 104 763 Mk. aufzuwenden und mußten zuzüglich eine Umlagefreiheit zusichern, bis diese Linie einen jährlichen Reinertrag von  $4\frac{1}{2}\%$  abgeworfen hätte.

Unter diesen Bedingungen erlaubte das Großherz. Ministerium der Finanzen am 2. 12. 1889 den „Bau und Betrieb einer Lokalbahn von Durmersheim nach Mühlburg und Karlsruhe nebst einer Abzweigung von Grünwinkel nach Daxlanden sowie von Karlsruhe nach Spöck“, die Konzession der Bahn wurde dem Eisenbahnkonsortium auf 50 Jahre erteilt. — Die Stadt Karlsruhe stellte 9470 qm Gelände zur Errichtung eines Lokalbahnhofes mit Betriebswerkstätten zur Verfügung, der auf dem 1874 geschlossenen „alten“ Friedhof in der Kapellenstraße zu stehen kam (heute Gebäude des Landesvermessungs-, = fr. Arbeitsamts, 1935—38 erbaut).

Die südliche Linie Lokalbahnhof—Durmersheim (15,8 km) konnte am 6. 10. 1890, die nördliche Linie Lokalbahnhof—Spöck (15,95 km) am 29. 1. 1891 dem Verkehr



*Hauptbahnhof in der Kriegsstraße, erbaut von Fr. Eisenlohr 1842/43, in Betrieb bis Oktober 1913*

übergeben werden. Der Kostenaufwand betrug 1 750 000 Mk., d. s. rd. 57 000 Mk./km. Die in der Genehmigung mit vorgesehene 2,2 km lange Abzweigung Grünwinkel (— Bannwaldallee—Hardtstr.) Mühlburg Bhf. am Fliederplatz (das ehem. Bahnhofsgebäude ist heute zweckentfremdet) wurde nicht mehr ausgeführt, da bald darauf die Verlegung der bis 1905 städtischen Eisenbahnlinie Karlsruhe—Maxau beschlossen worden war. Die rund 2 km lange Abzweigung Grünwinkel—Daxlanden (Pfalz-/Taubenstr.) wurde erst nach der Eingemeindung von Daxlanden 1910 verwirklicht und am 8. 12. 1913 eröffnet. Die beabsichtigte Weiterführung Daxlanden—Rheinhafen (Honsellstr.) kam durch den Ersten Weltkrieg nicht mehr zur Vollendung.

Die Durmersheimer Linie führte vom Lokalbahnhof an dem bis zum 22. 10. 1913 bestehenden Hauptbahnhof (unweit des heutigen Theaterneubaus) durch die Kriegsstraße, sodann im Zuge der Weinbrenner- und Yorckstraße (deren Weiträumigkeit

durch die Bahn bedingt ist) am Haltepunkt „Schwimmschule“ (jetzt Gaststätte „Kühler Krug“) durch die Zeppelinstraße zu dem bis 1909 selbständigen Grünwinkel sowie der 1843 gegr. Preßhefefabrik und späteren Brauerei Sinner vorbei. Südlich der Pulverhausstraße war das Gleis am östlichen Straßenrand der jetzigen „B 36“ auf eigenem Bahnkörper verlegt und von einer Allee schöner Pappeln flankiert. Das Gleis überquerte in Höhe des heutigen Flugplatzes die Chaussee, durchzog den Ort Forchheim, führte dann durch Kartoffel- und Kornäcker über (11,0 km) Mörsch. Kurz vor der Wallfahrtskirche Maria Bickesheim näherte sich die Bahn wieder der Durchgangsstraße 36 und fuhr dann am westlichen Straßenrand beim Gasthaus Lamm vorbei zum Endpunkt Durmersheim. Die geplante Fortführung über Ötigheim nach Rastatt blieb unausgeführt, weil 1892—1895 aus strategischen Gründen die Staatsbahnlinie Graben—Hagsfeld—Karlsruhe—Durmersheim—Rastatt—Röschwog (Elsaß) gebaut wurde. Diese

Eisenbahnstrecke stellte bereits vor 1914 die Rentabilität der parallel ziehenden Lokalbahnen in Frage.

Die Fahrzeit Karlsruhe Lokalbahn—Grünwinkel betrug bei 8 Zwischenhalten auf der 4,5 km eingleisigen Strecke rund 25 Minuten, nach Durmersheim waren es weitere 20 Minuten.

Die Spöcker Linie führte vom Lokalbahn—hof in nordwestlicher Richtung an den Haltepunkten Durlacher Tor, Neuer Friedhof und „Rintheim“ (heute Straßenbahnhalttest. Hirtenweg) durch Hagsfeld (Mannheimer Straße). Das Gleis lag dann östlich der Landstraße (jetzt: Radfahrweg), meist nahe neben der ob. Staatsbahn, durchquerte Blankenloch, sodann Kartoffel- und Spargeläcker bis Schloß Stutensee (11 km), das östlich umfahren wurde. Dort erinnert heute noch die Brücke über den Dreckenbach an die Dampfbahnzeit. In einem spitzen Winkel wurde die Haltestelle Staffort, rd. 650 m östlich des Ortsrands, erreicht. Es folgte die durch regen Tabakanbau gekennzeichnete Gemeinde Friedrichstal, dann zog die Lokalbahn wieder mehr nordöstlich und erreichte am westlichen Ortsausgang von Spöck ihren Endpunkt. Die Fahrzeit Lokalbahn—Spöck betrug rund 65 Minuten.

Den Verkehrsbedürfnissen kamen auf den Linien nach Durmersheim bzw. Spöck 16 bzw. 12 werktägliche Zugpaare entgegen (sonntags weniger). Sie wurden zumeist von Arbeitern in die Stadt benutzt. An Wallfahrtstagen in Bickesheim kam der Bahn erhöhte Bedeutung zu; auf andere Weise aber auch den ausgehungerten Karlsruhern zu „Hamsterfahrten“ während des Ersten Weltkriegs und der folgenden Notjahre.

Am 1. 4. 1897 gingen die „Karlsruher Lokalbahnen“ Spöck—Durmersheim an die Süddeutsche Eisenbahngesellschaft (SEG) über, die zahlreiche Neben- und Straßenbahnen in Südwestdeutschland und Essen (Rhld.) verwaltete. Die neue Betriebsinhaberin beantragte bald eine Modernisierung

der Dampfbahn, wozu das Großherz. Ministerium am 24. 9. 1901 „die Einrichtung eines elektrischen Betriebs mittelst oberirdischer Stromzuleitung . . . . Grünwinkel—Friedhöfe“ gestattete. Die Gesellschaft legte dazu aber keine Hand an und arbeitete im übrigen ohne kommunalpolitische Gesichtspunkte, vielfach in Konkurrenz zur Straßenbahn Karlsruhe.

Somit ließ der seit 1906 in die Wege geleitete Hauptbahnhofneubau (22./23. 10. 1913 eröffnet) den Plan heranreifen, die Bahnen des Stadt- und Vorortverkehrs in eine neu zu gründende Gesellschaft zusammenzufassen. Dies waren die aus der ob. Pferde- und Dampfbahn hervorgegangenen, seit 27. 3. 1900 elektrisch betriebenen Straßenbahn, die 1904 städtisch geworden war, die Karlsruher Lokalbahnen und die 1897 eröffnete, seit 1898 z. T. elektrisch betriebene, meterspurige Albtalbahn. Letztere hatte bis 1909 in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofs beim Meßplatz (1972: Ettlinger-/Hermann-Billing-Str.) ihre Abfahrtsstelle nach Ettlingen—Busenbach—Herrenalb, bzw. —Pforzheim. Sie gehörte seit 1899 der „Badischen Local-Eisenbahngesellschaft“ (BLEAG). Der Stadtrat Karlsruhe wollte dabei eine „Karlsruher Eisenbahn AG“ verwirklichen, an der die Stadt mit 51 % und die SEG mit 26 % Kapital beteiligt sein sollten. Diese Gesellschaft hätte eine „Überlandzentrale zur Versorgung von elektrischer Energie in Stadt und Umgebung“ errichten sollen — ein Projekt, das in Mannheim durch die 1911 gegründete Oberrheinische Eisenbahngesellschaft (OEG) verwirklicht wurde. Ihre Aufgabe wäre auch gewesen, die Lokalbahnen „zu elektrisieren“ und das Gleis aus der Kriegsstraße zwischen Karlsruher Friedrich- und Schillerstraße heraus in Parallelstraßen zu verlegen.

Die Linienführung der Dampfbahn durch die Kriegsstraße hatte bereits 1888 bei Bekanntgabe des Bahnprojekts zahlreiche Widersprüche der dortigen Bewohner entfacht.



*Kriegsstraße beim Karlstor mit Lokalbahnzug Richtung Kühler Krug — Durmersheim*

Der Protest ließ das Ministerium dazu bestimmen, daß die Lokalbahn keine Güterwagen durch diese seinerzeit vornehme Wohnstraße der Residenz fahren durfte (was aber einige Jahre später stillschweigend geduldet wurde).

Nachdem der Bürgerausschuß mit 66 : 27 Stimmen am 27. 6. 1913 die „Karlsruher Eisenbahn AG“ abgelehnt hatte, strebte die Stadt dennoch den Erwerb der Lokalbahnen Spöck—Durmersheim/Daxlanden an. Ab 1. 1. 1915 konnte das Städt. Bahnamt als neue Betriebsinhaberin die Meterspurbahn für 1 950 000 Mk. von der SEG übernehmen, was ungefähr ihrem Anlagekapital entsprach: 32,9 km Betriebslänge (36 km Gesamtgleislänge), 9 Straßenbahn-Dampflokomotiven, 39 Personenwagen (davon 18 zweiachsrig, von denen 7 bzw. 8 später zu elektr. Straßenbahntriebwagen umgebaut wurden)

und rund 20 Güterwagen. Die Konzession von 1889 samt der 1940 auslaufenden Betriebserlaubnis wurde mit ministeriellem Erlaß vom 29. 10. 1914 auf die Stadt Karlsruhe übertragen.

Mit einem Aufwand von 1 560 000 Mk. begann die Stadt, trotz Kriegsverhältnisse, die Lokalbahnen in das Straßenbahnnetz zu integrieren: Zwischen Friedhof — Kapellenstraße — Mathystraße — Gartenstraße — Schillerstraße wurde ein dreischieniger zweigleisiger Bahnkörper in das Straßenplanum eingebaut, der sowohl von meterspurigen wie von den regelspurigen Fahrzeugen der Straßenbahn befahren werden konnte. Der Mißstand wurde damit beseitigt, daß zwischen Durlacher Tor—Friedhof und altem Hauptbahnhof—Karl-Friedrich-Straße zwei regelspurige und ein meterspuriges Gleis parallel verliefen. Die rd. 4 km lange Neubau-

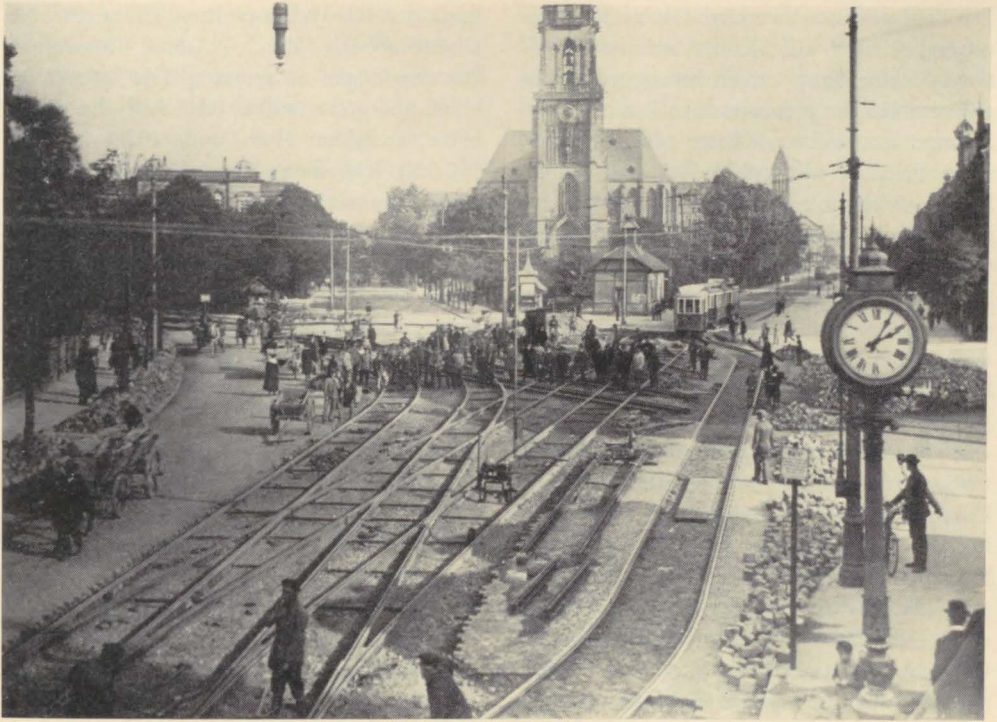
strecke, die z. T. auf einer seit 1913 stillgelegten Staatsbahntrasse lag, konnte ab 15. 9. 1917 von den Lokalbahnzügen befahren werden. Die umstrittene Strecke in der Kriegsstraße wurde aufgelassen. Mit der neuen Linienführung kam der seit 1914 geforderte Gleisanschluß der „Deutschen Waffen- und Munitionsfabrik“ (heute: Industriewerke Karlsruhe, IWK) zur Staatsbahn zur Verwirklichung. Die Lokalbahnen übernahmen die regelspurigen Güterwagen auf sog. Rollwagen zwischen Karlsruhe-Westbahnhof (Anschlußstelle Bannwaldallee) und dem Fabrikantenwesen (2,0 km). An diesen Rollwagenverkehr wurde auch der „Karlsruher Lebensbedürfnisverein“ (heute: Konsum) in der Roonstraße angebunden, wozu die dafür bestimmten Wagen auf rd. 150 m durch ob. Fabrikgelände geschleust wurden. Die Brauerei Moninger erhielt ebenfalls einen Güteranschluß, wozu das Gleis in der Kriegsstraße zwischen Schillerstraße und Lessingstraße weiter verwendet wurde. — Letztlich besaß die Nähmaschinenfabrik Haid & Neu, südwestlich des Friedhofs, einen Rollwagenbetrieb zum Übergangsbahnhof Hagsfeld (2,8 km). Dieser Betrieb erlosch erst Ende 1955, nachdem obengenannte Firmen schon 1953 bzw. 1935 (Brauerei Moninger) den Schienentransport auf LKW-Verkehr umgestellt hatten.

Mit Ausnahme des Brauereibetriebs wurde anfänglich der Rollwagenbetrieb mit zweiachsigen Straßenbahnmotorwagen bewältigt, die, wie oben gezeigt, aus Beiwagen der Dampfbahn umgebaut und eigentlich für die Lokalbahnstrecken nach Hagsfeld und Daxlanden gedacht waren. Die Motorwagen erwiesen sich für den Güterverkehr völlig ungeeignet (Schleudern der Treibachsen, Fahrspannungsabfall, usw.), so daß man zum Dampfbetrieb überging. Überhaupt waren die Lokalbahnlokomotiven kastenförmig gebaut worden, um Pferdegespanne nicht aufzuscheuchen (!). Solche „Dampftramways“ waren häufig in holländischen Städten, aber

auch in Heidelberg, Mannheim und Straßburg bis Ende der 50er Jahre anzutreffen. Lokführer und Heizer waren infolge glassloser Brüstungen allen Witterungseinflüssen ausgesetzt und im Winter vielfach mutwilligen Schneeballwürfen ausgesetzt. Die Höchstgeschwindigkeit betrug 30 km/h. Die Dampfmaschinen, auch „Lobberle“ genannt, haben ein Stück romantischer Gemütlichkeit bis zum letzten Betriebstag der Karlsruher Schmalspurbahn im Sommer 1955 lebendig erhalten.

Die Lokalbahnen erreichten 1917 die Beförderungsspitze mit 2 994 053 Fahrgästen (258 657 Lokomotiv- und 3 686 062 Wagen-Km), während der Güterumschlag mit max. 5 838 to im Jahre 1910 stetig an Bedeutung verlor. Wie die Kleinbahn Rhein-Kappel—Orschweier stand auch die Lokalbahn Hagsfeld—Spöck schon 1913 in roten Zahlen im Gegensatz zu allen badischen Bahnlinien. Die meisten Orte der nördlichen Hardt lagen — wie oben aufgeführt — meist entfernt von den Lokalbahn-Stationen oder wurden in ausreichender Weise durch die Hauptbahn bedient. Die Petition der Stadt Karlsruhe an die Hardtdörfer um Zuschüsse zur Aufrechterhaltung des Bahnbetriebs (1920) stieß auf Ablehnung. Nachdem die 9 werktäglichen Zugpaare nach Spöck im Sommerfahrplan 1921 dem Aufwand nicht mehr entsprachen, wurde der Verkehr mit Ermächtigung des Bad. Ministeriums der Finanzen vom 29. 12. 1921 kurzfristig auf 1. 1. 1922 zwischen Hagsfeld—Spöck (9,2 km) eingestellt, die Erlaubnis zum Abbruch der Strecke Spöck—Blankenloch 10 Tage später erteilt. Darauf wurde das Gleis abgebaut, das Material z.T. an anderer Stelle weiter verwendet und das freigewordene Bahnareal (wie ein Teil des Bahnschotters) den Gemeinden zur Verfügung gestellt.

Die Zahlen des Betriebsjahres 1921/22 spiegeln den desolaten Zustand der Schmalspurbahn wieder: Am 31. 3. 1922 betrug die Betriebs-, Strecken- und Eigentümlänge



*Einbau des Dreischienengleises für Lokal- und Straßenbahn gemeinsam am Durlacher Tor, Oktober 1919*

23,80 km (Vorjahr 33,00 km) mit 11 Dampf-Kastenlokomotiven, 7 elektr. Straßenbahnmotor- und 11 -beiwagen, 41 vierachs. Personen-, 22 Güter-, bzw. 3 sonstigen Wagen. 28 Beamte und 41 Arbeiter waren bei der Bahn beschäftigt. Die Gesamteinnahmen betragen 2 917 531 Mk (davon 561 583 Mk. aus dem Güterverkehr) bei 2 302 598 Fahrgästen. Demgegenüber betragen die Gesamtausgaben 4 683 073 Mk. Der Bürgerausschuß Karlsruhe sah sich durch die spektakulären Verhältnisse zur sofortigen Betriebsumgestaltung der Karlsruher Lokalbahnen gezwungen: Die Strecken Hagsfeld—Lokalbahnhof und Lokalbahnhof—Kühler Krug — Grünwinkel — Daxlanden wurden für elektrischen Straßenbahnbetrieb mit starrem Fahrplan eingerichtet, die Dampfbahnstrecke nach Durmersheim erhielt im Städt. Bahn-

amt eine besondere Buchführung. (Vgl. Kleinbahn Pforzheim.) Diese Unterscheidung fiel auch äußerlich ins Auge: Die elektrischen Fahrzeuge erhielten wie die regelspurigen Straßenbahnwagen eine gelbweiße Lackierung mit einer roten Leiste, das für die Durmersheimer Bahn bestimmte Rollmaterial eine laubgrüne (bisher olivgrüne) Farbe. Letztere erhielt 1923 die amtliche Bezeichnung „Karlsruher Lokalbahn“, ab 1935 „Kleinbahn Karlsruhe“. — Das Projekt, die 1922 stillgelegte Teilstrecke Hagsfeld—Blankenloch als elektrische Überlandbahn einzurichten, mußte wegen der schlechten Wirtschaftslage aufgegeben werden. Die Schienen verschwanden 1925, bzw. erst 1936/1961 (Hagsfeld).

Ein Betrieb mit meter- und regelspurigen Fahrzeugen innerhalb von Karlsruhe erwies

sich bald als zu aufwendig. Da bis 1927 genügend Linien auf dem Abschnitt Friedhof—Kühler Krug eingerichtet worden waren, wurden die meterspurigen Linien 7 und 8 amputiert und verkehrten nur noch zwischen Friedhof—Hagsfeld (11) und Kühler Krug—Grünwinkel—Daxlanden (12). Die in den Lokalbahn- bzw. elektrischen Betriebsbahnhof am Hirtenweg aus- und einrückenden Fahrzeuge mußten aber weiterhin den aufwendigen dreischienigen Bahnkörper in der Stadt mitbefahren. — Im „Generalbebauungsplan der Stadt Karlsruhe“ (1926) war für die restliche Dampfbahn ebenfalls eine Streckenkürzung vorgesehen. Danach sollte sie nur noch zwischen Grünwinkel und Durmersheim verkehren und ein neuer Lokalbahn- bzw. elektrischer Bahnhof südlich der Pfalzstraße (im Zuge des heutigen Dohlenwegs) erbaut werden. „In spätestens 30 Jahren . . . . wenn einmal die Besiedelung entlang der Straße Karlsruhe—Rastatt sich stärker entwickelt hat, wird hier zum Straßenbahnbetrieb übergegangen werden können“ . . . . heute ist er zur dringenden Notwendigkeit geworden. Die Daxlander Seitenlinie sollte dagegen stillgelegt werden, da sie durch den Neubau der regelspurigen Bahn Mühlburg—Vogesenstr.—Daxlanden bzw. —Rappenwört (eröffnet 1929 bzw. 1930) unrentabel erschien. Mit Recht betonte der Generalbebauungsplan, daß die Gleisführung der Daxlander Seitenlinie zwischen Brauerei Sinner und Pfalzstraße im Zuge der Landstraße (heutigen Bundesstraße 36) betriebsgefährdend sei: Dieses lag nämlich parallel zu dem in östlicher Seitenlage eingepflasterten Gleis für die Durmersheimer Bahn, ohne Übergangsmöglichkeit. Der Zustand blieb jedoch bis zur Schließung der beiden Meterspurbahnen 1937/1938 (1. 4.) unverändert, obwohl durch einen entsprechenden Weicheneinbau ein vernünftiger, zweigleisiger Betrieb möglich gewesen wäre. Durch diesen unvernünftigen Bahnbetrieb wurden Radfahrer wie Fuhrwerke und Autos oft in Verkehrsfallen abgedrängt.

Ende der 20er Jahre tauchten Pläne auf, die Dampflobberle durch „Rohöl“-Maschinen vor den Zügen zu ersetzen. Die Lokalbahn blieb aber Zuschußbetrieb, und die Stadt hatte zwischen 1926 und 1928 mit rd. 150 000 RM deren Betriebsverluste abzudecken. Immerhin wagte man den Versuch, um mit einem Aufwand von 567 618 RM die Lokalbahn zu elektrifizieren. Das geschah nach modernsten Gesichtspunkten (sogen. gewichtsnachgespannte Einheitsfahrleistung), und zwischen Pfalzstraße und Durmersheim war sogar eine „echte“ zgleisige Anlage vorgesehen. Der Fahrplan konnte ab 1. April 1930 wesentlich verdichtet werden. Allerdings mußte man sich bis zum Herbst 1930 mit elektrischen Straßenbahnzügen auf der Durmersheimer Strecke begnügen, da infolge der Arbeitslosigkeit die in der Waggonfabrik Rastatt bestellten 3 elektr. Packwagenlokomotiven, mit einem freundlich-weißen Aussehen, erst verspätet ausgeliefert wurden. Die erste elektrische Fahrt am 1. April 1930 wurde in der örtlichen Presse dagegen kaum beachtet.

Die Blüte der Lokalbahn dauerte nur wenige Monate. Aus städtebaulichen Gründen wurde der Abbruch des Lokalbahn- bzw. elektrischen Betriebsbahnhofes in der Kapellenstraße gefordert (abgetragen 1935). Die Kurszüge verkehrten somit ab Februar 1932 nur noch zwischen Kühler Krug und Durmersheim. Der bisherige Fahrpreis (Lokalbahn- bzw. elektrischer Betrieb einf. 0,60 RM) konnte durch einen Gemeinschaftstarif mit der Straßenbahn gehalten werden — ähnlich wie er auch zwischen Albtalbahn- und Straßenbahn von 1915 bis 1958 eingerichtet war. — Personen- und Güterwagen waren ab 1932 in Grünwinkel auf freiem Gelände deponiert, da der 1921 erbaute Betriebsbahnhof Hirtenweg nur Raum für die elektrischen Fahrzeuge bot. Die Dampflokomotiven besaßen ab 1935 in den obengen. Fabriken bzw. beim Westbahnhof neue Wartungsanlagen.



Diese Umstände trugen schließlich bei, die „Kleinbahn Karlsruhe“ und die Daxlander Seitenlinie aufzugeben. Zur Modernisierung wurde ab 1931 nichts mehr getan. Die Fahrgäste mußten sich bis zum letzten Betriebstag mit ungepflegten Lokalbahnwagen zufriedengeben. Am Abend entzündete der Schaffner in den Abteilen 4 Kerzen, um wenigstens die Kopfumrisse des Publikums wahrnehmen zu können, obgleich eine komfortablere Beleuchtung durch den elektrischen Zugbetrieb möglich gewesen wäre. Gerade diese Komfortarmut ließ mich als Kind bei aller Liebe zur „Lobberle“-Bahn zum schauernden Fahrgast werden!

Indessen hatte die Stadt Verhandlungen mit der Reichspostdirektion Karlsruhe aufgenommen, um durch einen „Kraftpostverkehr“ den Kleinbahnbetrieb aufzulassen. Erst nach 4 Jahren Hin- und Herschreibens war die Post bereit, ab 15. 8. 1937 mit Omnibussen die Bahn zu ersetzen. Wegen betriebsgefährdendem Zustand des Gleisoberbaus durfte ab Februar 1936 nur noch die (auf 8 km zusammengeschrumpfte) Strecke zwischen Mörsch und Kühler Krug befahren werden. Es war daher keine Überraschung, daß der letzte Kleinbahnzug an dem verregneten 14. August 1937 um 23,19 Uhr ohne Abschiedszeremonie ab Mörsch über Kühler Krug zum Hirtenweg fuhr . . . .

Der Wagenpark der Schmalspurbahn konnte z.T. noch an andere Betriebe weiterverkauft werden oder diente als sogen. Ersatzteilspender für den regelspurigen Straßenbahnwagenpark. Drei der grünen Lokbahnpersonenwagen verkehrten bis vor wenigen Jahren auf der Inselbahn Juist. Der Letzte der 82jährigen Wagen hat seit 1971 auf der Museumsbahn Bruchhausen-Vilsen—Asendorf (b. Bremen) Verwendung und wird von zahlreichen Romantikern benutzt.

Nur die Hagsfelder Schmalspur(-straßen-)bahn überlebte den Zweiten Weltkrieg mit einer nachfolgenden „Blüte“. Da eine Brücke der Hauptbahnstrecke Mannheim—

Graben—Karlsruhe zwischen Hagsfeld und Hauptbahnhof am 30. 3. 1945 gesprengt worden war, mußten Durchgangsreisende für 1½ Jahre in die Straßenbahnlinie 11 umsteigen, die vom Friedhof zum Durlacher Tor durch Wiedereinbau der 3. Schiene verlängert wurde. Ab dort bestand Anschluß zum Hauptbahnhof mit der regelspurigen Straßenbahn. — Diese letzte Linie der einstigen „Karlsruher Lokalbahn“ wurde am 1. Mai 1955 stillgelegt; auf einem Teil der Strecke fährt seit 1960 die Schnellstraßenbahn Friedhof—Hirtenweg—Waldstadt.

Kurios genug ist die Tatsache, daß Abschnitte der neuralgischen Dreischienestrecke innerhalb von Karlsruhe bis 1953 bzw. 1955 noch von den Dampf-Lobberle mit dem Rollwagengüterverkehr für die ob. Fabrikanschließer benützt worden ist. — Auch Gleise und Fahrleitung zwischen Kühler Krug und Pfalzstraße sind erst nach 1945 entfernt worden. Es darf angenommen werden, daß diese Strecke bis dahin deshalb betriebsfähig erhalten wurde, um bei eventuellen Bombenschäden auf der Strecke Mühlburg—Daxlanden einen Ersatzverkehr aufnehmen zu können (ähnlich wie es bei der Straßenbahn Lübeck geschah). Der Gleiskörper Pfalzstraße—Durmshheim, bzw. —Daxlanden ist dagegen bald nach den Stilllegungen abgebaut worden, die moderne Fahrleitung jedoch erst während des Zweiten Weltkriegs durch Wehrmachtsangehörige, wobei ein Soldat tödlich abgestürzt ist. Während der Materialknappheit der 50er Jahre wurde mit Oberbauteilen der „Kleinbahn“ die (bis 1964 meterspurige) Albtalbahnstrecke Busenbach—Ittersbach regeneriert. Heute erinnern nur noch wenig Reststücke an die „Kleinbahn Karlsruhe“, wie z. B. das Dreischienengleis beim Mendelssohnplatz, in der Mathystraße oder auch in der Yorkstraße von Karlsruhe. Die Omnibushaltestellen in Forchheim und Mörsch tragen die Bezeichnung „Alter Bahnhof“, auch wenn die Gebäude bereits vor rd.

25 Jahren abgebrochen worden sind. Gastwirtschaften in Grünwinkel und Durmersheim heißen heute noch „Zur Lokalbahn“.

Die Pläne des Generalbebauungsplans von Bürgermeister H. Schneider (1926) sind indessen wieder im Gespräch. So soll vom Entenfang (bzw. Eckenerstraße) in Karlsruhe eine sogen. Südbahn (Schnellstraßenbahn) ausgehen, die parallel zur früheren Schmalspurbahn verlaufen soll, um die zu Vorortgemeinden angewachsenen Gemarkungen Forchheim, Mörsch und Durmersheim an die Stadt anzuschließen. Die Mittel dafür können aus dem seit 1. 3. 1972 in Kraft getretenen Mineralölsteuerprogramm genommen werden, wobei Bund und Land bis zu 85 % der Gesamtkosten tragen. — In nördlicher Richtung sind bereits Schienen verlegt für die „Nordbahn“ Neureut—Leopoldshafen (Kernreaktor), eine Weiterführung nach Friedrichstal—Spöck—Bruchsal ist erwogen.

So ist zu hoffen, daß die Bevölkerung der Hardtgemeinden, die durch Zuzüge und Industrialisierung ihr Gesicht gewandelt haben, ein attraktives Schienenverkehrsmittel erhält. Damit würden Wünsche, die Jahrzehnte hindurch an die „Karlsruher Lokalbahnen“ als Verkehrsträger gestellt worden sind, auf zeitgemäße und sinnvolle Art verwirklicht werden.

#### *Quellenhinweise:*

Unterlagen (Akten, Pläne u. dergl.) des städt. Archivs Karlsruhe, der Badischen Landesbibl. Karlsruhe, der Verkehrsbetriebe Karlsruhe und des Verfassers.

Adreßbücher der Stadt Karlsruhe 1889 ff.

Amtsblatt für den Stadtkreis Karlsruhe (Karlsruhe 1970 ff.)

Berendt, O.: Karlsruhe, das Buch der Stadt (Stuttgart 1926).

Bürnheim, H.: Die Süddeutsche Eisenbahngesellschaft (Wuppertal 1963).

Chronik (jährliche) der Stadt Karlsruhe (Karlsruhe 1880—1923, m. L.).

Chronik der Verkehrsbetriebe Karlsruhe (Karlsruhe 1962).

Generalbebauungsplan der Stadt Karlsruhe, bearb. von Bürgermeister H. Schneider (Karlsruhe 1926).

Gesetzes- und Verordnungsblatt für das Großherzogtum Baden (Karlsruhe 1890 ff.).

Göricke, J.: Bauten in Karlsruhe (Karlsruhe 1971).

Goldschmit, R.: Die Stadt Karlsruhe 1715 bis 1915 (Karlsruhe 1915).

Hansing, J.: Die Eisenbahnen in Baden (Stuttg. Dissert. 1929).

Jahrbuch für (das Großherzogtum) Baden (Karlsruhe 1901 ff.).

Kunzemüller, A.: Die Eisenbahnen in Baden 1840—1940 (Karlsruhe <sup>1</sup>1940, <sup>2</sup>1953).

Kursbücher (amtl. Fahrpläne . . . 1900 ff.)  
Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden 1889 ff.

Weech, F. A. von: Karlsruhe, Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung 1895—1904 (Karlsruhe 1904).

(Zu den der Arbeit beigefügten drei Aufnahmen; chronol. geordnet:)

1 Karlsruhe: Hauptbahnhof in der Kriegsstraße, erb. von Fr. Eisenlohr 1842/43, in Betrieb bis Okt. 1913 (dann zweckentfremdet, 1944 ausgebrannt). Davor ein Lokalbahnzug in Richtung Kühler Krug—Durmersheim sowie ein elektr. Straßenbahnwagen (regelspurig) in Richtung Grenadierkaserne. Um 1905.

2 Karlsruhe: Kriegsstraße mit Lokalbahnzug Richtung Kühler Krug—Durmersheim b. Karlstor. I. H.: sogen. Weltzienhaus, heute Sitz des Amts für Landesdenkmalpflege, Außenstelle Karlsruhe. Aufn. um 1910.

3 Karlsruhe: Einbau des Dreischienengleises für Lokal- und Straßenbahn gemeinsam am Duracher Tor, Okt. 1919. I. H.: Kath. Bernhardskirche, 1896—1901 von Dombaumeister M. Meckel, Freiburg nach dem Vorbild des Freiburger Münsters erbaut.

# Die Elztalbahn und der badische Landtag

Von Engelbert Strobel, Karlsruhe

Unter den Stichbahnen des Landes Baden hat keine vergleichbare Strecke den badischen Landtag so oft beschäftigt, wie die Elztalbahn Denzlingen—Waldkirch. Mit gewisser Regelmäßigkeit wurde seit dem Jahre 1860, dem Jahre, an dem das Problem „Elztalbahn“ spruchreif zu werden begann, dieses Thema zum Beratungsgegenstand in beiden Kammern des Landtags. Standen zunächst die Linienführung und dann Fragen, ob Normal- oder Schmalspurbahn, Staats- oder Privatbahn, im Mittelpunkt der Erörterungen, so war seit der Inbetriebnahme der Strecke bis Elzach im Jahre 1901 nur noch der erstrebte Anschluß von da an die Schwarzwaldbahn von vorrangigem Interesse. Verfolgt man die jahrzehntelangen Debatten auf Grund der gedruckten Landtagsberichte, so kommt man nicht um die Feststellung herum, daß die Fronten der Verhandlungspartner sich mit der Zeit verhärtet hatten, zumal schließlich keine grundsätzlich neuen Gesichtspunkte mehr vorgebracht wurden. Politische Umwälzungen, sowie wirtschaftliche und technische Schwierigkeiten trugen ein weiteres dazu bei, die Elztalbahn nicht aus dem Stadium einer Stichbahn herauskommen zu lassen.

Die Hauptlinie Mannheim—Basel, die bis 1855 schon mit einem zweiten Gleis versehen wurde, hatte man bei ihrer Linienführung nach Süden vor Freiburg einen nach Osten in Richtung Elztal verlaufenden Bogen verliehen. Schon damals lag der Gedanke nahe, dieser Linie ab Denzlingen eine Zweigbahn in das obere Elztal anzuschließen. Auf der anderen Seite war schon ziemlich frühzeitig der Plan entstanden, in Offenburg, von der Hauptbahn abzweigend, eine Bahnlinie durch den Schwarzwald in Richtung Donaueschingen zu errichten. Die logische Folgerung war demnach, die geplan-

te Elztalbahn als Verbindungsstrecke zwischen der Rheintal- und der Schwarzwaldbahn anzusehen. Die Meinungen wo und wie die Elztallinie der vorgesehenen Schwarzwaldbahn angeschlossen werden sollte, gingen allerdings noch weit auseinander.

Schon im Jahre 1860 baten verschiedene Gemeinden des Elzgebietes, eine Bahnverbindung von Emmendingen durch das Elztal nach Hornberg zu erstellen. Dieser Idee konnte schon deshalb nicht nähergetreten werden, da die Linienführung der Schwarzwaldbahn noch sehr umstritten war. In jener Zeit erreichten den badischen Landtag nicht weniger als 60 Anträge, die sich mit der Gestaltung der Schwarzwaldstrecke befaßten.

Dem Kommissionsbericht des Abgeordneten Professor Ludwig Häusser aus Heidelberg in der 57. öffentlichen Sitzung der Zweiten Kammer des badischen Landtags vom 11. Juni 1864 entnehmen wir den Inhalt eines solchen Antrags. Die Petition lief darauf hinaus, eine Bahnlinie von Denzlingen über Waldkirch nach Elzach zu führen, um dann sich mit einer von Haslach in der Richtung nach Furtwangen zu bauenden Eisenbahn zu vereinen. Zu dem erwähnten Antrag führte Häusser aus, daß der Bau im ersten Teil der Strecke im Tal bis nach Elzach keine nennenswerten Schwierigkeiten biete. Die Bahn sollte von Langendenzlingen zum Bad Suggental führen und von da die Station Waldkirch erreichen. Von hier würde sie sich über Bleibach, Nieder- und Oberwinden auf dem linken Ufer der Elz nach dem oberen Ende von Elzach wenden. Nun beginne aber die eigentliche Gebirgsbahn. Man müsse versuchen, von Elzach die Verbindung mit der geplanten Bahn von Hausach nach Furtwangen herzustellen. Der Punkt, wo dies geschehen könne, sei Frisch-

nau im Oberprechtal. Doch um diese letzte Höhe zu gewinnen, bedürfe die Bahn einer Zeit von ungefähr zwei Stunden. Die Linie würde zunächst nach der rechten Seite des Frischnauer Tales, dann nach der linken Seite hingeführt, um sich von da nach dem Prechtal zu wenden und schließlich an dessen rechter Talwand die Vereinigung mit der anderen Bahn zu suchen. Der größere Teil dieser kurzen Strecke müsse in Kurven erstellt werden und mache 4 Tunnels notwendig. Die Kosten würden dadurch auf nahezu 4 Millionen Gulden steigen. Damit sei aber noch kaum die Hälfte der gesamten Steigung erreicht. Außerdem würde die Bahn — ähnlich der Höllentalstrecke — hoch über die Talsohle hinführen und die Haltestationen von den bewohnten Ortschaften weit entfernt sein; zudem durchziehe sie eine beinahe unbewohnte Gegend auf einer Länge von nahezu 8 Stunden.

Es war also kein Wunder, daß nach einem derartigen Kommissionsbericht die badische Regierung keine Neigung zeigte, auf diesen Antrag näher einzugehen. Zwar legten im März 1866 die Gemeinden Buchholz, Elzach, Yach, Köndringen, Niederwinden, Riegel, Suggental, Tiengen, Vörstetten und Waldkirch der Ersten Kammer des Landtags eine Petition vor, den Weiterbau der Kinzigtalbahn von Hausach einstweils zu sistieren, um eine für das Elztal genehmere Linienführung zu erreichen. Doch die Entscheidung war inzwischen schon gefallen, die Strecke Hausach—Villingen nach einem Plan von Robert Gerwig durch das Gutachtal über Triberg und die Sommerau zu legen. So konnten von der Schwarzwaldbahn die Teilstrecken Offenburg—Hausach und Singen—Engen 1866, Engen—Donaueschingen 1868, Donaueschingen—Villingen 1869 und schließlich der schwierigste Teil Hausach—Villingen 1873 eröffnet werden.

Nachdem die ursprünglichen Pläne der Elztäler gescheitert waren, begann man sich mit bescheideneren Projekten zu begnügen.

So stellte am 27. Oktober 1871 die Stadt Waldkirch beim badischen Handelsministerium den Antrag zum Bau und Betrieb einer Eisenbahn von Denzlingen nach Waldkirch auf Kosten der Gemeinde. Der Geheime Referendär Muth wurde von seiten der Regierung beauftragt, sich mit der Angelegenheit zu befassen. Da kein Geringerer als der Erbauer der Schwarzwaldbahn, Baudirektor Robert Gerwig, als Abgeordneter der Zweiten Kammer am 1. März 1872 den Antrag unterstützte, war schon mit einer Genehmigung zu rechnen. Gerwig wies hierbei darauf hin, daß der Straßenverkehr zwischen der Eisenbahnstation Denzlingen und Waldkirch stärker sei, als derjenige zwischen der letztgenannten Stadt und der Eisenbahnstation Emmendingen. Während der jährliche Güterverkehr des Elztales mit der Station Emmendingen nur 59 000 Zentner umfasse, betrage er mit der Station Denzlingen immerhin schon 138 000 Zentner. Die Postwagenverbindung Waldkirch—Emmendingen befördere jährlich 3580 Personen, diejenige Waldkirch—Denzlingen jedoch 9670 Personen.

Im Laufe des Monats März 1872 wurde so der Antrag von beiden Kammern des Landtags grundsätzlich angenommen. Hierbei berichtete der Vertreter der Eisenbahnkommission, Freiherr von Bodman, daß Waldkirch die Baugenehmigung erhalte, jedoch die badische Staatsbahn die Verwaltung und den Betrieb dieser Bahn gegen Ersatz der wirklichen Kosten oder gegen Vergütung von mindestens 60 % der jährlichen Bruttoeinnahme auf die Dauer von 25 Jahren sich vorbehalte, gerechnet von der Inbetriebnahme der Strecke an. Nach einem nicht weniger als 28 lange Paragraphen umfassenden Nachtrag vom 29. August 1872 wurde bestimmt, daß der Bau der Bahn innerhalb zweier Jahre erfolgen solle.

Als die technischen Berechnungen abgeschlossen und die Linienführung festgelegt war, erteilten am 29. November 1873 das



Station Kollnau

Foto: Bad. Generallandesarchiv, Karlsruhe

Finanzministerium und am 5. Dezember 1873 das Staatsministerium die Baugenehmigung. Am 23. Februar 1874 tat man den ersten Spatenstich, und schon am 31. Dezember des gleichen Jahres konnte die Strecke Denzlingen—Waldkirch dem Verkehr übergeben werden. Der Kostenaufwand für die Stadt Waldkirch betrug immerhin 800 000 Mark. Bevollmächtigte bei den verschiedenen Verhandlungen waren damals der Gemeinderat Anton Kirner und der Bürgermeister Heinrich Weiß.

Mit der Vollendung der eigentlichen Schwarzwaldbahn wurde der ursprüngliche Plan einer Verbindung Emmendingen—Elzthal—Hornberg endgültig fallengelassen. So berichtete am 13. Juli 1876 Freiherr von Bodman in der 21. öffentlichen Sitzung der Ersten Kammer über den Antrag von 24 Gemeinden des Elz- und Kinzigtales, eine Eisenbahnverbindung zwischen Waldkirch und der Schwarzwaldbahn mit dem Anschluß in Hausach herzustellen. Als er aber hierbei — wohl nach vorheriger Absprache mit den zuständigen Regierungsstellen —

dem Gedanken Ausdruck verlieh, daß diese Bahn für Württemberg größere Bedeutung habe als für Baden, war das schon gleichsam das Todesurteil des Projekts. Auch eine erneute Petition der erwähnten Gemeinden im Jahre 1883 an die beiden Kammern des Landtags blieb ebenfalls erfolglos.

Im Hinblick auf die ablehnende Haltung der Regierung, welche in der erbetenen Linie immer noch eine Konkurrenzbahn für die Rheintal- und Schwarzwaldbahn sah, gingen die Bittsteller jetzt von dem Projekt einer Durchgangsverbindung Elzthal-Kinzigtal ab. Sie suchten nunmehr wenigstens die Weiterführung der bestehenden Bahn Denzlingen—Waldkirch bis nach Elzach zu erreichen. Aus diesem Grunde wandten sich — wie einem Bericht der Ersten Kammer vom 12. April 1888 zu entnehmen ist — die Gemeinden Elzach, Altsimonswald, Biederbach, Bleibach, Haslachsimsowald, Katzenmoos Kollnau, Oberwinden, Prechtal, Siegelau, Siensbach, Stahlhof, Untersimonswald, Wildgutach und Yach an den Landtag mit der Bitte, die Strecke bis Elzach als Privat-

bahn unter Gewährung eines Staatszuschusses erstellen zu dürfen. Trotz mehrfacher Beratungen beider Kammern in diesem Jahr über den neuen Antrag, lehnte die Regierung aus finanziellen Gründen auch diesen Vorschlag ab, zumal auch auf privater Basis kein Bauunternehmer zu finden war.

In den Monaten März, April und Mai 1892 wandten sich erneut 21 Gemeinden und industrielle Unternehmen des Elztales und benachbarter Gebiete an den Landtag mit dem Antrag, die Bahnlinie von Waldkirch bis Elzach zu verlängern. Auch jetzt erbat man wieder einen namhaften Zuschuß von seiten des Landes, wenn sich der Bau der Strecke in Staatsregie nicht ermöglichen lasse. Der Freiburger Ingenieur Müller, der den Auftrag erhielt, einen Kostenvorschlag einzureichen, berechnete die Baukosten auf rund eine Million Mark. Die Vertreter der Regierung gaben nun zu bedenken, daß, selbst wenn der Staat für die 12 km lange Strecke per Kilometer 20 000 Mark, d. h. also insgesamt 240 000 Mark, zuschieße und die Gemeinden 150 000 Mark aufzubringen bereit seien, immer noch ein ungedeckter Betrag von über 600 000 Mark übrig bleibe. Unter diesen Bedingungen sei es aber schwer, einen privaten Bauunternehmer zu finden.

Zwar erklärte sich 1892 die Firma Vering und Wächter in Berlin zum Bau der Strecke bereit, wenn das Land Baden zu den auf 1 Million errechneten Unkosten 312 000 Mark beischießen würde. Doch dieser Vorschlag stieß bei der Regierung auf Ablehnung ebenso wie eine entsprechende Eingabe eines 1894 in Elzach zusammengetretenen Komitees der interessierten Gemeinden, das glaubte, eine Unternehmersgesellschaft für den Bau als Privatbahn gefunden zu haben.

Inzwischen bemerkte man seitens der Elztagemeinden, daß bei der Regierung die Erkenntnis Boden gewonnen hatte, sowohl die schon bestehende Strecke Denzlingen-Waldkirch, als auch die neu zu errichtende

Linie Waldkirch-Elzach in staatlicher Regie zu übernehmen. Zwar glaubte noch 1892 der Vertreter des Finanzministers, Ministerialdirektor Seubert, daß lediglich an einem Ausbau der Strecke bis Bleibach größeres Interesse bestehe, ohne aber auf die Dauer den Gedanken einer Endstation Elzach verhindern zu können. Deshalb brachten die Bewohner des Elztales und dessen Seitentäler (im ganzen 17 Gemeinden) 1895 eine vom Abgeordneten Blattmann vorgetragene Petition in der Zweiten Kammer ein, die mehr in Richtung eines Ausbaues der Strecke als Staatsbahn zielte.

Der neue Antrag wurde am 10. Dezember 1895 in der 19. öffentlichen Sitzung der Zweiten Kammer beraten und die Empfehlung beschlossen, die Linie vom Staat bauen zu lassen. Ähnlich war auch die Entscheidung in der 7. öffentlichen Sitzung der Ersten Kammer vom 1. Februar 1896. Allerdings erklärte hierbei Minister von Brauer, daß man in Anbetracht zahlreicher nicht minder dringlicher Projekte noch keinen Baulermin festlegen könne. So einigte man sich auf den von Freiherr von Bodman vorgeschlagenen Kommissionsantrag, daß die Strecke von Waldkirch nach Elzach als Staatsbahn erbaut und der Bahnbau sobald als möglich in Angriff genommen werde. Die erforderliche Geldsumme solle in der Budgetperiode 1898/99 in Aussicht genommen werden.

Geheimrat Zittel, der vom Staatsministerium den Auftrag erhalten hatte, den Plan der Elzthalbahn vor der Zweiten Kammer zu vertreten, erstattete am 25. November 1897 den Bericht über die vorgesehene 12,5 km lange Streckenführung von Waldkirch über Kollnau, Gutach, Bleibach, Nieder- und Oberwinden nach Elzach. Der Höhenunterschied zwischen den Stationen Waldkirch und Elzach betrage nur 94,5 m. An größeren industriellen Unternehmen seien zu nennen: die Baumwollspinnerei und Weberei in Kollnau mit über 500 Arbeitern, die Gütermann-

sche Seidenfabrik in Gutach mit etwa 400 Arbeitern, sowie jene in Unterprechtal bei Elzach mit ungefähr 120 Arbeitern.

Nun begann die vorgesehene gesetzliche Grundlage sich rasch zu realisieren. Die entsprechende Vorlage in der Zweiten Kammer vertrat am 15. Januar 1898 der Abgeordnete Greiff, während in der Ersten Kammer am 12. Februar 1898 Freiherr von Gemmingen als Berichterstatter fungierte. Bereits am 25. Februar 1898 wurde das erforderliche Gesetz erlassen. Die Verhandlungen mit den Anliegern der Bahntrasse konnten am 16. September 1898 zum Abschluß gebracht werden.

Im Jahre 1900 kaufte der Staat für 700 000 Mark der Stadt Waldkirch die Strecke Denzlingen-Waldkirch ab und begann noch zu derselben Zeit mit dem Bau der Linie bis Elzach, die schließlich 1901 in Betrieb genommen werden konnte. Wenige Jahre danach begann nun eine immer wiederkehrende Auseinandersetzung im badischen Landtag um den Anschluß der Bahn von Elzach an die Schwarzwaldbahn.

In der Sitzung der Zweiten Kammer vom 27. Juni 1906 traten der Zentrumsabgeordnete und Rechtsanwalt Constantin Fehrenbach und die Nationalliberalen Landgerichtsdirektor Dr. Obkircher und Oberschulrat Rebmann für die Weiterführung der Elztalbahn nach Hausach ein. Obkircher wies bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß der Ausbau der Strecke auch von strategischer Bedeutung sei, was aus einer Erklärung des preußischen Kriegsministeriums vom 7. Juni 1906 hervorgehe.

Nur einige Wochen danach, auf der Sitzung der gleichen Kammer vom 3. August 1906, verlas der Zentrumsabgeordnete und Landwirt in Fautenbach Josef Morgentaler einen Antrag der Gemeinden Bleibach, Alt-simonswald, Untersimonswald, Obersimonswald, Haslachsimeonswald, Wildgutach und Gutenbach, der vorschlug, eine Seitenlinie von Bleibach durch das Simonswäldertal

über Gutenbach nach Furtwangen zu erstellen. Dem Antrag stimmten die Zentrumsabgeordneten Stadtpfarrer Karl Wiest aus Lörrach und Guts- und Sägewerksbesitzer Josef Duffner aus Furtwangen bei. Die Regierung lehnte aber das Projekt ab, da die Ausführung dieser Strecke — mit größerer Höhenüberwindung als die Schwarzwaldbahn und die Höllentalbahn — im Verhältnis zum voraussichtlichen Verkehr zu teuer zu stehen käme.

Der Ausbau der Bahn Elzach—Hausach wurde erneut bei der Zweiten Kammer am 12. Dezember 1907 vom Gewerbeverein Waldkirch, am 19. Dezember 1907 von der Handelskammer Freiburg und schließlich am 8. Januar 1908 vom Gemeinderat der Stadt Waldkirch beantragt. Auch der Freiburger Stadtrat und die Handelskammer Villingen schlossen sich diesem Antrag an. Doch auch jetzt zeigte sich die badische Regierung nicht geneigt, das Projekt in Angriff zu nehmen. An gewerblichen Unternehmen habe man — so erklärte die Regierung — zwischen Elzach und Hausach nur festgestellt: in Mühlenbach eine Mehlmühle und eine Birkenbesenbinderei, in Prechtal neben einer Filiale einer Gutacher Nähseidefabrik 2 Bierbrauereien, 5 Sägewerke, 4 Zimmerergeschäfte und 3 Steinbrüche. Man rechne aus diesem Grunde nur mit einer geringen jährlichen Einnahme. Außerdem werde durch den Ausbau der Strecke der Verkehr stark nach Württemberg abgezogen. Die Kosten einer eingleisigen Anlage der Bahn werde auf 15 Millionen Mark und die einer zweigleisigen auf 22 Millionen Mark berechnet.

Trotz dieser Bedenken beschloß man, den Antrag weiter zu beraten. Im Gegensatz zur Regierung plante die Handelskammer Freiburg den Ausbau der Linie in Richtung Haslach. Überdies hatten sich die Freiburger wegen der angeblichen militärischen Bedeutung der Linie an das preußische Kriegsministerium gewandt, ohne aber dafür Reichsmittel in Aussicht gestellt zu bekom-

men. In den Beratungen der Zweiten Kammer vom 28. Juli, 6. und 13. August 1908 standen die Probleme der Vollendung der Elztalbahn zur Debatte, ohne aber zu einem positiven Ergebnis zu führen, obwohl neben den bereits erwähnten Abgeordneten Wiest, Rebmann und Duffner auch der dem Zentrum angehörende Freiburger Rechtsanwalt und Stadtverordnete Ferdinand Kopf und der nationalliberale Endinger Gemeinderat Wilhelm Pfefferle sich dafür einsetzten.

Inzwischen hatte sich im Juli 1908 in Obersimonswald ein sogenanntes Eisenbahnkomitee gebildet, dem die Gemeinden Ober-, Alt-, Unter- und Haslachsimsowald, Wildgutach, Schönenbach, Gütenbach, Furtwangen, Vöhrenbach und Waldkirch beitraten. Dieses Komitee trug im Landtag den Wunsch vor, unter Fortsetzung der elektrischen Schmalspurbahn von Triberg über Schönwald nach Furtwangen, diese Linie von hier aus über Gütenbach Wildgutach, Simonswald, Bleibach nach Waldkirch auf Staatskosten zu ergänzen. Sollte die Regierung den Bau nicht selbst übernehmen wollen, dann bitte man einem noch zu bestimmenden Privatunternehmer einen entsprechenden Staatszuschuß zu gewähren. Aber auch für dieses Projekt war die Landesregierung aus finanziellen und technischen Gründen nicht zu gewinnen. Immerhin stellte man in Aussicht, das Problem des Anschlusses der Elztalbahn an die Schwarzwaldbahn dafür nicht aus den Augen zu verlieren.

Aus diesem Grunde wiederholte im April 1910 die Handelskammer Freiburg ihren diesbezüglichen Antrag. Darin wurde noch zusätzlich betont, daß man bei einem Ausbau der Strecke den Güterverkehr Freiburg—Stuttgart über die Elztalbahn und von da über Hausach—Schildach—Freudenstadt leiten könne, wodurch die eigentliche Hauptbahn entlastet werde. Als am 12. Juli 1910 auf der 22. öffentlichen Sitzung der Ersten Kammer von Graf von Kageneck

hierüber berichtet wurde, konnte man seinen Worten entnehmen, daß die Regierung auch jetzt nicht für das Projekt zu haben sei.

Am 27. März 1912 trat in Hornberg eine Versammlung der Antragsteller des Jahres 1908 zusammen, der sich unterdessen auch der Verkehrsverein Freiburg und die Gemeinden Elzach, Haslach, Hausach, Hornberg, Prectal, St. Georgen, Schildach, Triberg und Wolfach angeschlossen hatten. Auf Vorschlag des Freiburger nationalliberalen Stadtrats Emil Goehring entstand ein Arbeitsausschuß für die Fortsetzung der Elztalbahn. Hierbei wurde eine Resolution abgefaßt, die man im April 1912 dem Landtag überreichte. Diese Resolution hob hervor, daß die Erbauung der Schwarzwaldbahn den früheren regen Verkehr Freiburgs und des Breisgaus mit dem Kinzigtal und der Baar unterbunden habe. Eine durchlaufende Elztalbahn bis Hausach würde dagegen die gestörten Beziehungen wiederherstellen. Auch der Fremdenverkehr werde sich beleben, wobei man auf den zunehmenden Wintersport und die geplante Bergbahn auf den Schauinsland hinwies. Außerdem wurde von Freiburger Seite in der Debatte noch zusätzlich darauf aufmerksam gemacht, daß Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe und Pforzheim strahlenförmig mit Bahnverbindungen versehen seien, die Breisgaumetropole also auch einen Anspruch habe, neben dem Nord-Südverkehr eine ebenso günstige Ost-West- und Nordost-Westroute zu erhalten.

Die Regierung suchte aber diesbezüglichen langen Erörterungen im Landtag vorzubeugen und erklärte deshalb in einem Schreiben vom 30. Mai 1912 an die Ständerversammlung, sie sei nicht in der Lage, teure und zeitraubende Untersuchungen zu diesem Zweck durch die mit anderen dringlicheren Aufgaben vollauf beschäftigte Generaldirektion der Badischen Staatseisenbahnen anstellen zu lassen, zumal dadurch nur vergebliche Hoffnungen auf eine baldige Her-





*Station Elzach*

Foto: Bad. Generallandesarchiv, Karlsruhe

stellung der erstrebten Bahn erweckt würden.

Zuvor hatte am 10. Mai 1912 der Sekretär der Ersten Kammer Freiherr von Stotzingen vom Eingang der genannten Petition berichtet, deren Text dann bei der 15. öffentlichen Sitzung der gleichen Kammer vom 21. Juni 1912 von Graf von Kageneck vorgetragen wurde. Der einzige Erfolg bestand letzten Endes darin, daß man das Projekt erneut auf die lange Bank schob, wie aus dem Bericht der 104. öffentlichen Sitzung der Zweiten Kammer vom 16. Juli 1912 zu entnehmen ist.

Kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges beschäftigte die Landtagsabgeordneten nochmals nachhaltig das Problem des Ausbaus der Elztalbahn. In der 11. öffentlichen Sitzung der Ersten Kammer vom 28. Mai 1914 führte Freiherr von Böcklin aus, daß bereits zum vierten Mal diese Petition der Kammer vorliege. Nach Auffassung der Regierung werde aber die neue Bahn mit dem Weg Elzach—Hausach—Freudenstadt keine nen-

nenswerte Überlegenheit über die bereits bestehenden Verbindungen herbeiführen. Durch die befürchtete Ableitung des Verkehrs von badischen Strecken schätze man einen jährlichen Verlust von ungefähr 200 000 Mark, hinzu komme noch eine Zinslast von jährlich 600 000 Mark für den Gesamtbau. Man entschloß sich deshalb einstimmig in der Ersten Kammer zu dem ausweichenden Kommissionsantrag, die Regierung wolle das Projekt wohlwollend im Auge behalten, ohne daß die Staatskasse in diesem hohen Maße in Anspruch genommen werden müsse.

In der Zweiten Kammer beschäftigte sich auf der 99. Sitzung vom 26. Juni 1914 als Berichterstatter der nationalliberale Abgeordnete und Schopfheimer Brauereibesitzer Eduard Herbster mit der Elztalbahn. Seinem Bericht entnehmen wir, daß die neue Formulierung der Petition auf eine im Frühjahr 1914 in Triberg stattgefundene Versammlung der Interessenten zurückzuführen war. Bei der Diskussion räumen Vertreter

der Regierung zwar ein, daß der Weg von Freiburg nach Freudenstadt durch eine neue Linie über Elzach—Hausach um 42 bzw. 44 Kilometer gekürzt werde. Die Strecke ins Württembergische sei aber hier nur eingeleisig und zeige starke Steigungen, während z. B. die Verbindung über Mühlacker zweigleisig verlaufe und günstigere Neigungsverhältnisse aufweise.

Bei der weiteren Debatte erwähnt der Zentrumsabgeordnete und Freiburger Stadtverordnete Jakob Reinhardt, daß man auf diesbezüglichen Versammlungen auch kritische Bemerkungen hören könne, wie z. B.: „Wenn das Elztal in der Nähe von Karlsruhe liegen würde, hätten wir die Bahn Elzach—Hausach schon längst.“ Auch der schon genannte nationalliberale Abgeordnete und Freiburger Stadtrat Emil Göhring setzte sich wieder nachhaltig für den Bahnbau ein. Er möchte — wie er sich ausdrückte — die gewerbereichen Orte des Elztales nicht der Gefahr ausgesetzt sehen, ähnlich wie Staufen und Endingen allmählich von dem allgemeinen Verkehr abgedrängt zu werden. Pflicht der Regierung sei es, auch des Wohles und der wirtschaftlichen Förderung des badischen Oberlandes eingedenk zu sein.

Bemerkenswert ist es, daß damals sich eine Reihe von Persönlichkeiten für den Ausbau der Elztalbahn einsetzten, die später in der Landes- und Reichspolitik eine beachtliche Rolle spielten. So gehörte zu ihnen der damalige Abgeordnete der fortschrittlichen Volkspartei und spätere badische Staatspräsident Dr. Hermann Hummel, der nationalliberale Abgeordnete und danach demokratische Reichsminister Hermann Dietrich — ein gebürtiger Oberprechtaler — und nicht zuletzt der Freiburger Rechtsanwalt und spätere Reichskanzler Dr. Josef Wirth. Auch den Zentrumspolitiker und Kippenheimer Bahnhofinspektor Rudolf Seubert und den Bezirkstierarzt und Schönauer Stadtverordneten Alfred Spang finden wir unter den Befürwortern. Hierbei

wurde zum ersten Mal einem Gedanken Ausdruck gegeben, der heute bevorzugt bei den sogenannten Nebenstrecken in die Tat umgesetzt wird. Geheimrat Schulz teilte die finanziellen Bedenken der badischen Regierung, zumal mit einem Reichszuschuß kaum zu rechnen sei. Deshalb schlug er vor, den Verkehrsbedürfnissen durch Einführung staatlicher Kraftwagenlinien Abhilfe zu schaffen.

Schließlich einigte man sich auf den Kommissionsantrag, daß die Regierung im nächsten Budget die erforderlichen Mittel für eine grundlegende Untersuchung der Linienführung und der entstehenden Baukosten bereitstellen möge. Wenige Wochen danach brach jedoch der Erste Weltkrieg aus, und damit fanden vorerst auch die weiteren Pläne einer Vollendung der Elztalbahn ihr Ende.

Als nach dem Kriege im April 1920 die badischen Staatseisenbahnen an das Reich übergingen, begann sich das Projekt „Elztalbahn“ auf eine andere Ebene zu verschieben. Zwar waren jetzt die früher teilweise doppelt eingereichten Petitionen nicht mehr notwendig, da der Landtag nur noch aus einer Kammer bestand; dafür war aber die Elztalbahn zu einer „Reichsangelegenheit“ geworden. Das Land Baden stellte für den Antragsteller nur noch den Vermittler zu den zuständigen Reichsbehörden dar. Aus diesem Grunde reichten am 10. März 1930 die Zentrumsabgeordneten Franz Haas, Valentin Eichenlaub, Haßler, Dr. Wolfgang Hoffmann, Dr. Person, Domkustos Dr. Anton Retzbach und Seubert das Gesuch ein, die badische Landesregierung möge veranlassen, daß zum Ausbau der Elztalbahn von Elzach nach Hausach als Teilstrecke der Durchgangslinie Freiburg—Stuttgart aus verkehrstechnischen und wirtschaftlichen Gründen, insbesondere zur Förderung des West-Ostverkehrs im südlichen Reichsgrenzgebiet, Mittel aus dem Grenzland- oder Westhilfefonds in den Reichshaushaltsplan

eingestellt werden. Als Begründung dieses Antrags erklärte auf der Landtagssitzung vom 10. April 1930 der Abgeordnete Seubert als Berichterstatter: „Dieser Wunsch wurde in einer Versammlung von Interessenten auch kräftig von Württemberg unterstützt, und wir wollen hoffen und wünschen, daß er endlich auch einmal verwirklicht wird. Aber bei den hohen Kosten, die der Bau dieser Bahn erfordert, wird wahrscheinlich in der nächsten Zeit auch nicht daran zu denken sein, daß sie gebaut wird, es sei denn, unser stärkerer Nachbar Württemberg bringt in Berlin mehr Einfluß auf, um die erforderlichen Geldmittel vielleicht bald beschaffen zu können.“

In der gleichen Sitzung verleiht der sozialdemokratische Abgeordnete Heid dem Wunsche Ausdruck, die Zahl der Sitze im Reichsbahnverwaltungsrat möge so groß gehalten werden, daß auch Baden mit einem Delegierten vertreten sei. Bei dieser Gelegenheit erinnert er daran, daß beim Übergang der badischen Staatseisenbahnen an die Reichsbahn auf einer Bauwunschliste auch die Verlängerung der Elztalbahn erwähnt wurde. Sein sozialdemokratischer Parteigenosse Maximilian Arnold setzte sich auf der Sitzung vom 15. April 1930 ebenfalls nachhaltig für das Projekt ein. Die Debatte endete damit, daß der inzwischen vom Haushaltsausschuß des Landtags gebilligte Antrag auch vom Plenum einstimmig angenommen wurde.

Die zunehmende Weltwirtschaftskrise blieb aber damals bekanntlich auch nicht

ohne starke Rückwirkungen auf die Reichsfinanzen. Die Arbeitslosigkeit begann katastrophale Ausmaße anzunehmen. Gemeinden aus ganz Baden schlugen dem Landtag Arbeitsbeschaffungsprojekte vor, mit deren Hilfe man das drohende Übel zu bannen hoffte. Unter diesen Eingaben befand sich auch ein Antrag des Gemeinderats Waldkirch vom 17. Oktober 1932, der vorschlug, die Elztalbahn nach dem Kinzigtal durchzuführen. Das Staatsministerium reichte zwar die Petition noch an das Finanzministerium weiter, doch der bald darauf stattfindende politische Umsturz setzte auch unter dieses Projekt einen Schlußstrich. Die Elztalbahn blieb trotz aller jahrzehntelangen Bemühungen eine Stichbahn.

Die Nachfolgerin der Reichsbahn aber, die Bundesbahn, ging jetzt dazu über — wie es schon zuvor die Post getan hatte — mit Hilfe des Einsatzes von Omnibussen, dem zunehmenden Verkehr gerecht zu werden.

Anmerkung:

Als Unterlage dieses Aufsatzes dienten:

1) Bad. Generallandesarchiv Abt. 233, Nr. 33 029.

2) Verhandlungen der Ständeversammlung des Großherzogtums Baden  
I. Kammer 1860—1917/18  
II. Kammer 1860—1918

3) Verhandlungen des Badischen Landtags 1919 bis 1932.

# Metaphorische Flurnamen des Hegaus

Von Ernst Schneider, Karlsruhe

## I.

Metaphorische Flurnamen sind Benennungen meist für die Geländeform (Erhebungen, Vertiefungen, ebenes Gelände), für die Lage und Gestalt von Flurstücken nach Vergleichen aus verschiedensten, dem Namengeber vertrauten Bereichen. Es lassen sich Benennungen feststellen nach Kleidungsstücken, Körperteilen, nach Gegenständen des täglichen Lebens (Geräten, Werkzeugen usw.), Nahrungsmitteln, nach Teilen des Hauses, Möbeln, Wohnungszubehör, nach Waffen. Diese Namenbildungen sind begründet im gegenständlichen Denken des Namengebers, in seiner Vorliebe für Bilder und Vergleiche, in der Neigung des „Hineinsehens“ der verschiedensten Dinge, Tier- und Menschengestalten in Gegenstände, Felsbildungen, Berge usw. (Vgl. ADOLF BACH, Deutsche Namenkunde, Heidelberg 1953 f., Bd. II: Die deutschen Ortsnamen, 1. Halbbd., § 287, 289, 291, Abb. S. 264 über metaphorische Flurnamen aus dem Rheinland; 2. Halbbd., § 743).

Jede Flurnamensammlung, jedes namenkundliche Nachschlagebuch bietet Beispiele für diese Namengebung. Wir begnügen uns deshalb mit Hinweisen auf die Schriften von R. VOLLMANN „Flurnamensammlung“ (4. Auflage, München 1926, S. 74 f. Abbildungen von Ackerformen), WALTHER KEINATH „Orts- und Flurnamen in Württemberg“ (Stuttgart 1951; mit zahlreichen Beispielen für die Verwendung von Bildern und Vergleichen in Flurnamen nach Berg und Tal, nach Form und Lage, S. 51 f., 57 ff.), JOSEPH SCHNETZ „Flurnamenkunde“ (München 1952).

Wenn hier zahlreiche metaphorische Flurnamen aus einer Landschaft, dem Hegau, in alphabetischer Folge der Stichwörter zusammengestellt und erörtert werden, so soll

ein solcher Beitrag trotz aller Lücken zunächst die Wahl, Beliebtheit und Verbreitung solcher Flurnamen zeigen, zum andern aber auch landschaftliche, manchmal sogar örtliche Bedeutungsnuancen in der Verwendung bestimmter Flurnamen herauszustellen versuchen. Die Belegorte gehören zu den Landkreisen Konstanz und Stockach; auf diese Angabe ist verzichtet. Zahlreiche historische Belege werden hier überwiegend aus Archivalien des Generallandesarchivs in Karlsruhe erstmals veröffentlicht.

Es darf in diesem Zusammenhang hingewiesen werden auf die vom „Verein für die Geschichte des Hegaus“ in Singen herausgegebene Schriftenreihe „Hegau-Flurnamen“, die bis jetzt 7 Hefte umfaßt. Bearbeitet wurden von dem Verfasser dieses Beitrags die Flurnamen der Gemarkungen Orsingen mit Langenstein — Rielasingen mit Arlen — Büsingen a. Rh. — Gottmadingen und Ebringen — Öhningen — Steißlingen, Volkertshausen und Wiechs — Radolfzell, Böhringen und Überlingen a. R.

Benützte Abkürzungen: J. = Juchart, Mgr. = Mannsgrab (Rebmaß), Mm. = Mannsmahd, Vgl. = Vierling, mhd. = mittelhochdeutsch.

Jahreszahlen in Anführungszeichen bedeuten Kopien, nicht Originale.

## II.

*Blabe* (*Blache*) f., großes Tuch aus grober Leinwand mit verschiedenster Verwendung. Auf das Gelände übertragen, bezeichnet *Blabe* eine ebene Fläche, die nicht bodeneben zu sein braucht, sondern auch als Fläche an einem Abhang (Rebberg) denkbar ist. Im Hegauer Material kommt *Blabe* (*Blache*) vereinzelt für Rebgelände vor, und zwar in Bohlingen (2 Mgr. *Reben am Schlaut.. die Blaben* gen. 1621) und in Öhningen (*win-*

garten gen. die groß blach zu Stigenn 1525 XI. 13).

*Bogen* m., eine gekrümmte Linie, ein Gegenstand, der eine solche Linie bildet. Auf das Gelände übertragen, bezeichnet *Bogen* im allgemeinen Krümmungen. *Bogen* ist Flurname in Aach, Stahringen (vf den *Bogen* 1571), Zimmerholz. Die bogenförmig-gekrümmte Gestalt ist näher gekennzeichnet in den Namen *Sattelbogen* in Rielasingen (vff *sattelbogen* 15. Jh.) und Weiterdingen (am *Satelbogen* 1541), *Spielbogen* in Kommingen, *Ziebogen* in Gottmadingen (im *Ziebogen* 1726, amtlich: *Siebbogen*), zum Zahladverb *zwie*. Der Name besagt, daß es sich um ein Geländestück mit zwei Krümmungen handelt. Mit dem Stahringer *Bogen* identisch ist der *Spitalsbogen* (in *Haslach stost an des spittals Bogen* 1571). Öfters findet sich *Bogen* als bestimmendes Glied: *Bogenesch* in Böhringen-Haldenstetten und Hindelwangen-Lohnerhof (im *ösch gen. im Bogen* 1671), *Bogenhalde* in Münchhöf, *Bogental* in Espasingen, Stockach und Wahlwies, *Bogenwiese* auf der Reichenau (*vinea dicta Bogenwisa* in *Augia maiori* 1359 X. 1).

*Brett* n. bezeichnet, auf das Gelände übertragen, im allgemeinen ebene, auch längliche Flächen. Durch genauere Unterscheidungen, wie sie unseren wenigen Belegen zugrunde liegen, wird die Gestalt präzisiert. Beispiele: *Salbrett* in Beuren a. d. Aach, *Spielbrett* (2 *Jagkers das Spilbreth gen.* 1569; 2 *J. . . dz vnnder vnd ober Spilpret gen.* 1637) in Schienen.

*Bügen* (*Beugen*) m., mhd. *biuge* „Biegung“, wird in Hegauer Flurnamen zur Bezeichnung von Einbuchtungen der Uferlinie häufig gebraucht. Auf Gemarkungen der Höri findet sich *Bügen* auffallend häufig zur Benennung von bogenförmigem Gelände vor allem an dem früher stark gewundenen Lauf der Aach. B. MÖKING (Die Sprache des Reichenauer Fischers, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung 61, 1934, S. 132—240, auch als

Sonderdruck mit eigener Seitenzählung, hier: S. 67) verzeichnet *Bügen*, näher bestimmt durch die Orte *Hemmenhofer*, *Glarisegger*, *Mannenbacher Bügen*. Das Belegmaterial sei in alphabetischer Folge der Belegorte zusammengestellt.

Aach: *Büg* (amtlich).

Bankholzen: *Beugen* ( $1\frac{1}{2}$  Mm. der *Beugen* gen. 1711).

Böhringen: *Balesheimer Bügen* (in *Schwarzen äckhern, mehrernteils enethalb der Ach vnd auf den Balasser Bügen* 1719; in der Nähe die *Balesheimer Wiese*), *Bolzenbügen* (in *bolzen búgen* 1517; *undter Erla. . vndten an die ach vnd auf bolzen búgen* 1738), *Engelhardts Bügen* (ob des engelhartz búgen 1471), *Frühmessers Bügen* (gen. des frümessers búgen 1517), *Gallisbügen* (vff *gallin widmers búgen vf die ach* 1517; in *Gallins Bügen* 1719), *Gemeindebügen* (in *Bolzenbügen. .einerseiths abn der Gemeind Bügen* 1719), *Heiligenbügen* (am *Erlan, stost an der Hailgen Bügen von Bollingen* 1517), *Herrenbügen* (in *Ow. . hinab vf meins gnedigen Herren Bügen* 1558), *Königsbügle* (das *Königs Bigli* 1621), *Melchiorbügen* (in *des Melchers Bügen* 1719), *mittlerer Bügen* (*wis. . der müttler Bügen gen.* 1782), *oberer Bügen* (*wis der ober Bügen gen.* 1782), *Reutebügen* (in *Reüthelebügen* 1719), *Rietmanns Bügen* (ob *rittmans búgen gelegen stost vff gallin widmers búgen vf die ach* 1517), *St. Martinsbügen* (im *moser riet. . in martis búgen* 1471; *1 bugli wis in sant martis búgen* 1546), *Spitalbügen* (am *Spithal Bügen* 1711), *unterer Bügen* (*wis der unter Bügen gen.* 1782), *Widumsbügen* (vor der *Widums Beügen* 17. Jh.). Ausnahmslos sind diese *Bügen* Wiesen im Aachbereich. Von einzelnen Benennungen nach der Lage abgesehen, gehen sie auf besitzrechtliche Verhältnisse zurück.

Böhringen: *Bügen* (2 Mm. in *Bügen auf die Aach streckend. . oben die Emenhofer wisen, unten die Aach* 1781), *Hugenbügle*

(*Riedwies gen. das Hugabügli am Múlibach gelegen 1550 VI. 19*), *Kreuzbeugen* (an der Aach), *Steißlinger Bügen* (einen Bigen oder Schachen, so ungefähr 6 Mm. groß, den man den *Steißlinger Bigen nennet 1742*), *Sumpfwiesen* an der Aach, die früher wechselweise vom *Steißlinger* und *Horner Kelmaier* genutzt wurden.

Moos: *Bohlinger Bügen* (an der Aach), *Grünenbügen* (*wis der grüene Bügen gen. . . niedergang, mittag und mitnacht die aach 1782*), *Kreuzbügen* (an der Aach), *Martinsbügen* (*in Martisbügen an der Ach 1719*).

Mühlhausen: *Beuggen* (amtlich mit *Beuggengraben*).

Münchhöf: *Beuggen* (amtlich) mit *Beuggenbrünnle*.

Rielasingen: *Beugen* (*inn Bügen 1594 IV. 18; wiswax in beigen gen. . . herein an die ach 1692*); *Rohrbeugen* (*in Rorbeigen . . herein auf die Aach 1692*).

Singen: *obere Beugen* (amtlich); *Rielasinger Bügen* (*unter denen Niederhofer wysen, obn Rüellisinger Beygen 1724*).

Überlingen a. R.: *Bügen* (*im Bügen „1786“; 6 J. der Bügen gen., stoßt gegen Morgen, Abend und Mittag an die Ach 1825*), *umgehender Bügen* (*wise . . liget ouch by der abe stösset ainhalb an den umggehenden Bügen 15. Jh.; in ueberlinger riet in den umgenden buegen 1471*), zu *umgehen* „im Kreis herumgehen, umhergehen“.

Worblingen: *Beugenwiesen* (amtlich).

Zoznegg: *Bügenwinkel* (amtlich).

*Butte* f., hohes, auf dem Rücken getragenes, meist aus Holz bestehendes Gefäß. Auf das Gelände übertragen, bezeichnet *Butte* eine Vertiefung. *Butten* (1/2 J. in *Butta 1555*) begegnet in Böhringen.

*Dreiangel* m., aus lat. *triangulus*, bedeutet „Dreieck“ und bezeichnet in der Namensgebung dreieckige, spitze Flurstücke. *Dreiangel* ist Flurname in *Bittelbrunn*, *Büsing* (*Hampfbündt im Dreyangel 1802*), *Ehingen*, *Singen*, *Welschingen*, *Wiechs a. R.*

*Ger* m., mhd. *gêr, gêre* „Wurfspieß, alte Waffe zu Wurf und Stoß“, bedeutet, auf das Gelände übertragen, „keilförmiges Landstück“. Häufiger Flurname. Unsere Abbildung von *Ger-Belegen* nach den amtlichen Plänen des 19. Jahrhunderts zeigt mehr oder weniger typisch diese keilförmige Gestalt; doch liegt in manchen Fällen auch eine unregelmäßig eckige Flurform vor. *Ger-Gewanne* bilden öfters die Grenzlage. Überwiegend sind *Ger-Benennungen* an Ackerland gebunden.

*Ger*, amtlich herrscht die Form *Gehren* vor, ist als Flurname feststellbar in *Arlen* (*im gehrn 1704*), *Bankholzen* (*hinder dem geren 1471; 1 J. acker. . haist der geren 1546; vnderm boll. . gen. der vsser geren 1546*), *Bietingen* (*am Geren 1543 X. 2*), *Binningen* (*3 Vlg. am Geren 1556*), *Bodman*, *Bohlingen* (*1 acker haist der geren 1471; ob dem geren 1517*), *Böhringen* (*1 J. gen. der Geren Ackher 1555; 1 J. in Gera 1693; 1/2 J. gen. das Geerlin, am Haldenstetter weg 1555*), *Büßlingen*, *Eigeltingen* (*1/2 J. am Gehren vnd Langensteiner Weeg 1618*), *Gaienhofen* (*acker, holz im göhren 1780*), *Gundholzen* (*1/2 J. gen. der ger vnder entenboll 1546*), *Güttingen* (*im Gören . . ainseiths an dz Kilchthaal 1713*), *Hausen a. d. Aach* (*by dem Bachsteg am Geren 1564 II. 29*), *Heudorf* (*3 Vlg. [Wiesen] im Gern gelegen 1663*), *Liggeringen*, *Liptingen*, *Ludwigs-hafen* (*am Gehren oder Salzbach 1710*), *Markelfingen* (*2 Mm. im geren 1581*), *Mühlhausen* (*1 J. ackers haist der gerr stosset ainhalb vff Stäbelis acker 1505; 1 wysli nempt man das gerli . . am weg vff pfaffwysen 1505*), *Neuhausen*, *Nordhalden*, *Orsingen* (*in Gehren . . herein auf den Eschgraben 1618*), *Riedheim* (*3 Vlg. am gern 1561*), *Rielasingen* (*2 J. ackhers haist der gären „1496“*), *Schlatt a. R.*, *Singen* (*1 J. gen. der Gör 1555*), *Stahringen* (*3 Vlg. am Geren 1614*), *Stetten* (*am Geren „1622 VI. 22“*), *Wahlwies* (*am geren gelegen 1581*), *Weiterdingen* (*3 Vlg. am Geren 1541*).

*Geren* ist Grundwort in *Holzgeren* (1 J. zu *Holtz gern* 1555) in Singen und in *Raingerle* (in der *wannen ob rebmans wannen nempt man das reingerli* 1505). Bestimmendes Namensglied ist *Ger* in *Gerenacker* (1 J. am *Stockbacher Weeg der Gebren ackher gen.* 1618) in Mahlsprüen i. H., *Gerenesch* in Gaienhofen, *Gerenmoos* auf der Reichenau.

*Haken* m., gekrümmter Gegenstand, bezeichnet in Flurnamen allgemein Krümmungen. *Haken*-Flurnamen sind im Hegau nur vereinzelt anzutreffen: *Hakenäcker* in Bodman.

*Hals* m., findet in der Namengebung Verwendung zur Bezeichnung von schmalen Landstreifen, auch von schmalen Höhenzügen. Im Hegau ist *Hals* als Flurname nur vereinzelt nachweisbar, z. B. *oberer Hals* in Bodman. Vgl. *Kellerbals*.

*Haspelhorn*. Siehe *Horn*.

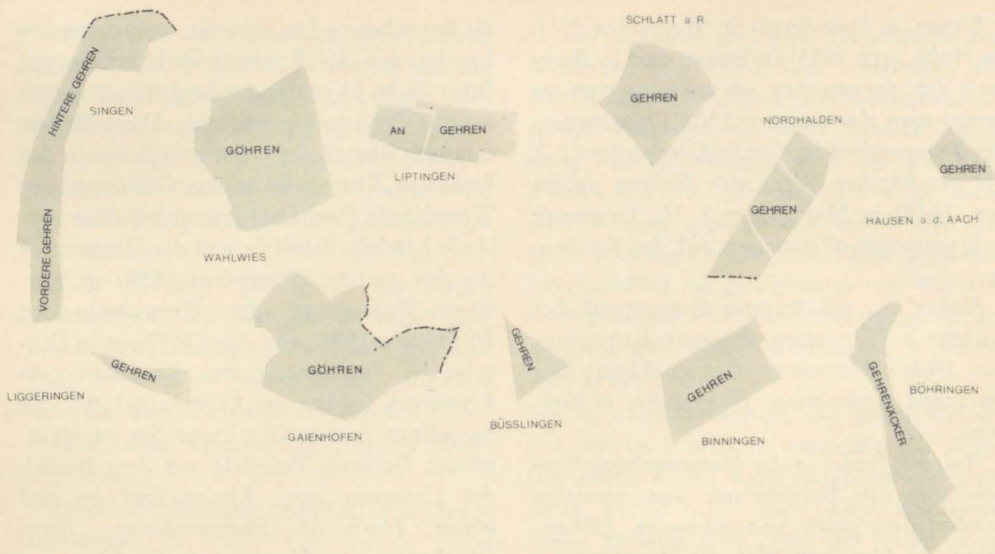
*Hellebarte*, *Helmbarte* f., breites Beil (des Metzgers), Waffe. Nach unseren Belegen finden sich Benennungen nach der Form dieser Waffe vorwiegend bei Wiesen. Der Name ist im Hegauer Material nicht häufig. *Hellebarte* ist Flurname in Dingelsdorf (an der *Hellenpart* gelegen 1594, amtlich: *Höllbarte!*), Eigeltingen (2 *Mm. gen. die Hellenpartten* 1618), Ludwigshafen ( $\frac{1}{2}$  *Mm. die Hellenbarten* 1768 III. 9) und Überlingen a. R. (*wis gen. die hellenbart* 1490 VI. 29).

*Himmelreich* n., kommt in der Namengebung häufig zur Bezeichnung für erhöhte, sonnige Lagen vor. Auch im Hegau ist *Himmelreich* ein öfters vorkommender Flurname; er läßt sich belegen in Allensbach, Bohlingen (*das himelrich* 1455; dazu der *Himmelreichweg*), Hindelwangen, Öhningen (*wis im himelreich* 1556), Orsingen (*im Himmelreich* 1618), Singen (*im Twielerfeld . . herein an das Himmelreich* 1555), Steißlingen (*im Himmelreich* 1629), Wangen, Wiechs.

*Horn* n. B. MÖKING (Die Sprache des Reichenauer Fischers S. 58, 66 f.) nennt *Horn*

als Bezeichnung für die weit vorspringenden Landzungen der Reichenauer Uferlinie und führt (S. 66 f.) zahlreiche Reichenauer mundartliche Namenbeispiele auf. Diese Bedeutung gilt überall dort, wo es sich um in den Bodensee, Rhein oder andere Gewässer bzw. Wasserläufe hornartig vorspringendes Gelände handelt. Beispiele sind die *Hornwiesen* (in den *vndern Hornwisen* 1594) in Dettingen-Wallhausen, die *Hornwiesen* (in *Hornwisen* 1594) und das *Fleißhorn* in Dingelsdorf, das *Litzelstetter Kränhorn* (am *kryenhorn* 14 Jh.; am *Krienhorn* 1594). Sie bezeichnen in den Überlinger See vorspringendes Gelände. Beispiele aus dem Bereich des Untersees bzw. Rheins sind *im* und *hinter Horn* in Hemmenhofen, *Horn* (*Vischenntz am Horn sampt Vachhen und Wölleginen zu Stygen im Ryn* 1552 IV. 7) und *Kattenhorn* (*Kattenhorn* 1155; *Kattenhorn die burg am Rin ob Stain* 1436) in Öhningen.

Wenn auf Gemarkung Biesendorf eine Waldabteilung *Hörnle* heißt, so war die durch diesen Wald führende und bei diesem Distrikt einen starken Bogen bildende Straße namenauslösend. Auf Gemarkung Hilzingen bezeichnet *Hörnle* (am *blerer horn* 1533;  $\frac{1}{2}$  J. *vnderm Horn am Bleren* 1612, amtlich: *Hörnle*) hornförmig sich erstreckendes Ackerland nördlich des *Plören*. Aus Eigeltingen ist der Flurname *Haspelhorn* überliefert: 1 *Mm. das öber Haspelhorn stost hinaus vf die Dobelwis* (1618). Unter *Haspelhorn* versteht man ein etwas gekrümmtes Querhölzchen am Ende der Speichen des Garnhaspels, wie sie zum Festhalten des aufgewundenen Garns dienten. Man kann den Eigeltinger Flurnamen *Haspelhorn* nach der gekrümmten Form dieses Querhölzchens erklären. Doch ist es auch möglich, von einer dem Gelände nahen Bedeutung des Wortes *Haspel* auszugehen. Setzt man die Bedeutung „Drehkreuz bei eingehegtem Weideland“ an, so kann *Haspelhorn* als vorsprin-



gendes Gelände an einem *Haspel* erklärt werden.

*Horn*, vertikal oder horizontal, ist allgemein ein Vorsprung, des Feldes in den Wald, des Landes in das Wasser, eines Besitztums in benachbarte Güter.

*Hundsrücken* m. Auf das Gelände übertragen, wird *Hundsrücken* zur Bezeichnung von flach gewölbtem Gelände verwendet. *Hundsrücken* ist als Flurname nachweisbar in Biesendorf, Blumenfeld, Nenzingen, Watterdingen, Zimmerholz.

*Kammer* f., geschlossener Nebenraum im Wohnhaus, hat in der Namengebung verschiedene Bedeutung. In manchen Fällen ist die Vorstellung des geschlossenen Nebenraums, der Kammer, auf das Gelände übertragen worden zur Bezeichnung von ab- oder eingeschlossenen Geländestücken, besonders Waldteilen. *Kammer* kann sich auch auf die Zugehörigkeit zu einem Kammergut beziehen. *Kammern* ist Flurname in Liggeringen und Überlingen a. R. (*in kammern* 1476 V. 16).

*Kappe* f., mantelartiges Kleid mit Kapuze, Mütze. *Kappenzipfel* m. ist der Zipfel an

der Mütze oder Kapuze. Bei älteren Namenbelegen ist an die frühere Form dieser Kleidungsstücke zu denken, nicht an heutige Verhältnisse.

*Kappenäcker* ist Flurname in Münchhöf, *Kappenwiese* begegnet in Eigeltingen, *Kappenzipfel* ist aus Eigeltingen ( $1\frac{1}{2}$  J. der *Kappen Zipfel gen.* 1618) und Steißlingen belegbar.

*Katzenbuckel* m., der gewölbte Rücken der Katze, bezeichnet in Flurnamen gewölbtes, rundliches Gelände, kommt aber im Hegau nur vereinzelt vor, z. B. in Duchtlingen.

*Kehle* (*Kelle*). Die Überlieferung der nachstehend verzeichneten Flurnamen läßt keine sichere sprachliche Zuweisung zu. Sie lassen sich mit *Kehle*, mhd. *kële* „Kehle, Hals, Schlund“, übertragen auf enge, schluchtartige Stellen, oder mit *Kelle*, mhd. *kelle* „Schöpflöffel“, übertragen zur Bezeichnung von Mulden, Vertiefungen verbinden: *Kelle* (*in der Kellen* 1560, 1612, amtlich: *Kölle*) in Hilzingen, *Kelle* (*in der Keln* 1505, *in der khellen* 1668) in Mühlhausen, *in der Källen* (Münchhöf), *Kelle*





(in der Kelen 1555, under der Kehlen 1724) in Singen.

*Kellerhals* m., Eingang zum Keller, vor allem von der Außenseite des Hauses her; schräg eingeschnittener Zugang zum Keller mit Falltüre. Diese steile und schmale Gestalt hat der Büsinger Rebparzelle *Kellerhals* (*wingarten an kerhelsli* 1489) den Namen gegeben.

*Kessel* m., Behälter für Wasser u. ähnlich, auf das Gelände übertragen zur Bezeichnung von Einsenkungen in Form eines Kessels. Ähnlich wie bei der *Wanne* kann auch die Vorstellung des umgedrehten Kessels vorliegen, besonders bei Benennungen für Erhöhungen (z. B. *Kesselberg*). In Bächen, Flüssen bezeichnet *Kessel* eine tiefere, meist mit Wasser gefüllte Stelle.

Das Simplex *Kessel* kommt nur vereinzelt vor, z. B. in Beuren bei Blumenfeld.

Überwiegend wird *Kessel* als bestimmendes Glied verwendet: *Kesselberg* (*im vndern Kesselberg* 1663) in Heudorf, *Kesselbrunnen* (*vnder dem kesselbrunnen* 15. Jh.) in Rielasingen, *Kesselwiese* in Eigeltingen und Mühlhausen (*vnder der kessel wys* 1505).

*Kniebreche* f., mhd. *kniebreche*, ist ein häufiger Name für steile, oft schlechte Bergstraßen oder -pfade, mitunter auch für steile, knieartig ausgebogene Stellen. *Kniebreche* ist Flurname in Barga, Engen, Espasingen, Stockach (*vf der Kniebreche* 1590), Watterdingen.

*Kopf* m. findet sich in der Bergwelt oft als Bezeichnung für die höchste Erhebung eines längeren Bergzuges, für den Berggipfel. Wenn aber auf Gemarkung Öhningen der Flurname *Köpfle* (*wellegi am Köpfli* 1628) für eine Fischfangstelle erwähnt wird, so liegt hier die Bedeutung eines kopfförmig,

rundlich vorspringenden Landstücks am Rhein vor. Durch Vergleiche nach Tieren ist *Kopf* in *Roßkopf* (Orsingen) und *Hirschkopf* (Liptingen) bestimmt. *Schmalzkopf* findet sich in Hindelwangen und Stockach (*Reben im Schmalzkopf* 1590). Schmalz bezieht sich hier wohl auf den guten und damit auch reichen Ertrag liefernden Boden, sofern nicht ein Besitzernamen gemeint ist.

*Korb* m. dient, sofern ältere Belege nicht die Herleitung von *G(e)horb* „Schmutz“ rechtfertigen, zur Bezeichnung von Vertiefungen. Beispiele sind *Körble* in Riedheim ( $\frac{1}{2}$  J. im *Kerblin* 1561; im *Körble* 1605 XI. 21) und Worblingen. Belege wie *Brotkorb* (am *Brottkorb* 1598) in Hilzingen und *Muskorb* (am *Mueßkorb* 1608 II. 1; im *Pfosand der Muskorb* 1825) in Rielasingen-Arlen kennzeichnen die Korbart näher. *Muskorb*, zu mhd. *muos* n. „Speise, besonders breiartige Speise“, ist ein Tragkorb für das Essen.

*Kübel* m. bezeichnet in der Namengebung Vertiefungen, Mulden. Im Singener Flurnamen *Brotkübel* (im *Brot Kübel* 1724) verbindet sich die Geländeform (Mulde) mit der ertragreichen Bodenart, ausgedrückt durch *Brot*. Vgl. *Brotkorb* (unter *Korb*).

*Kugel* f. meint in Flurnamen die gewölbte, rundliche Geländeform. *Kugel* (in der *Kuglen* 1738) begegnet in Büsingen, *Kugleries* in Watterdingen, *Kugelwiese(n)* in Hindelwangen-Braunenberg, Friedingen, Rielasingen, Singen (im *Embdrieth, die Kugelwys gen.* 1724).

*Kutte* f., langer, weiter, schlaff herabhängender Rock, wird, auf das Gelände übertragen, zur Bezeichnung der langgestreckten Flurform verwendet. *Kutte* ist in Hegauer Flurnamen nur vereinzelt nachweisbar. Früh belegt ist die *Kuttenwiese* (ane *wise, du da hasset Kuttenwise* 1301 I. 6) in Volkertshausen.

*Leinlachen* n., Bettuch, Leintuch, bezeichnet in Geländennamen ebenes, ausgedehntes Gelände (vgl. *Tischlachen*). *Leinlachen* ist

Flurname in Eigeltingen (*1 Mm. das Leinlachen* 1618) und Überlingen a. R. ( $\frac{3}{4}$  J. in *Leinlachen* 1781).

*Multscherre* f., Werkzeug, mit dem man den Teig aus dem Backtrog herauscharrt. In Flurnamen bedeutet *Multscherre* Geländeeintiefungen. *Multscherre* (*Muldschere*) begegnet als Flurname in Gaienhofen (*acker in der Multschören* 1780) und Horn.

*Obert(en)* m. f., oberes Stockwerk der Scheune, findet sich vereinzelt übertragen zur Bezeichnung von ebenem, erhöht gelegenen Land. In Böhringen gibt es die *Obertenacker* (*vff den fueßweg der an Oberhän geet* 1555).

*Pfanne* f., flach vertieftes Metallgeschirr, dient nicht unhäufig zur Benennung flacher, pfannenähnlicher Einsenkungen. Im Hegauer Namenmaterial kommt *Pfanne* nur gelegentlich vor: *Pfanne* in Wahlwies, *Pfannenwiese* (*die pfannen wis* „1426 VI. 24“) in Böhringen.

*Pfannenstiel* m. findet sich in der Flurnamengebung zur Bezeichnung von Gelände, das neben einem kompakteren Ende eine lange, schmale Ausdehnung hat. Wie *Pfanne* ist auch *Pfannenstiel* in Hegauer Flurnamen nur vereinzelt vertreten: *Pfannenstiel* in Böhringen (*vff lassenstaig gen. der pfannenstiel* 1466 XI. 20), Gaienhofen, Stetten.

*Riemen* m., schmaler Streifen, Band, bezeichnet in Flurnamen die lange und schmale Geländegestalt. *Riemen* (*acker im Riemen* 1780) heißt Ackerland in Gaienhofen, *Felsenriemen* (in *Felsriemen* 1704) ist in Rielasingen-Arlen belegbar, *Riemental* (*Holtz im Riemental* 1773) kommt in Bietingen vor.

*Sack* m. meint in der Flurnamengebung einen Geländeteil, der sich sackförmig in ein anderes Gelände von oft anderer Kulturart einschiebt, auch ein kurzes, breites, abgeschlossenes Flurstück, an Flüssen eine Landzunge. *Sack* ist Flurname in Dettingen (*holtz im Sackh gen.* 1594), Ebringen, Güttingen und Radolfzell (an *Junkher Hans*

*Conradten von Bodmann Helzer, gen. im Sack* 1615; im *Sackh* 1708), Hilzingen (*vff dem Sackh* 1561), Mühlhausen, Riedheim (*im Sack* 1561), Singen (*1 Mm. im Sackh* 1555).

*Scheibe* f., bedeutet Kreis oder Scheibe im Sinne einer kreisförmig begrenzten Fläche, Rad, Kugel oder Walze. Auch in der Flurnamengebung bezeichnet *Scheibe* eine rundliche oder eine ebene Fläche. Häufig ist die Rundung der Umgrenzung einer Parzelle namenbildend geworden. *Scheiben-*Flurnamen sind auch im Hegau häufig zur Benennung rundlicher oder ebener Flächen. Auffallend ist, daß eine Reihe von *Scheiben-*Fluren sehr klein und von anderer Kulturart umgeben ist (siehe Abb.). In manchen Fällen beziehen sich *Scheiben-*Flurnamen auf das Aufstellen von Schießscheiben oder auf den Brauch des Scheibenschlagens (vgl. JOHANNES LEIPOLDT, Die Scheibe. Eine flurnamenkundliche Einzeluntersuchung. In: Sächsischer Flurnamensammler 7, 1935, S. 17 bis 23).

In der Namengebung kommt *Scheibe* überwiegend in Zusammensetzungen vor. Als Grundwort erscheint *Scheibe* nur vereinzelt: *Breitenscheibe* (*ahn der Braiten scheiben* 1663) und das Gegenstück *Langenscheibe* (*ahn der Langenscheiben* 1663) in Heudorf. Häufig ist *Scheibe* bestimmendes Glied: *Scheibenacker* (*1 J. gen. der Scheibenacker* 1693) in Böhringen, *Scheibenäcker* (*ahn der Scheiben* 1663) in Heudorf, *Scheibenacker*, südöstlich Schleithem und Oberhallau (Kanton Schaffhausen), nach dem Aufstellen der Schützenscheiben, *Scheibenböble* in Duchtlingen, *Scheibenbühl* (*auf dem schiben bühel* 1581; *vff dem Scheibenbüchel* 1618) in Eigeltingen, *Scheibenrain* in Neuhausen, *Scheibenwiese(n)* in Boll, Espasingen, Kaltbrunn (nach dem Scheibenwerfen am Scheibensonntag; vgl. Bodensee-Chronik 24, 1935, S. 37), Mahlspüren i. H., Mainwangen, Wahlwies.

*Schild* m. Von der Wölbung der Schutzwanne ist *Schild* auf das Gelände übertragen zur Benennung von leicht rundlichen Anhöhen, von Bodenwellen. Aber auch die Form des Schildes kann namenbildend geworden sein. Namenbeispiele: *Schild* in Weiler/Konstanz, *Schildle* (*wisbletzle gen. das schildtle in gmainen wisen* 1571; *dz Schiltlin gen.* 1614) in Stahringen, *Schildäcker* in Duchtlingen und *Schildacker* (*der Schildtacker gen.* 1710) in Ludwigshafen.

*Schlappe* f., mhd. *slappe* „klappen- oder beutelförmig herunterhangender Teil der Kopfbedeckung“, wird in der Namengebung zur Bezeichnung von abfallendem, vertieft liegendem Gelände verwendet: *Schlappenäcker* in Volkertshausen, *Pfaffenschlappe* in Eigeltingen (*oben vff Pfaffenschlappen* 1618) und Gaienhofen (*acker in der Pfaffenschlappen . . Nidergang die Eschschaide* 1780).

*Schlauch* m., länglicher Behälter von biegsamem, wasserdichten Stoff, wird in Flurnamen zur Kennzeichnung von eingeebneten Stellen, auch Schluchten, Engpässen verwendet. *Schlauch* ist Flurname in Bankholzen (*bim schluch* 1517; *1 J. acker im Schlauch* 1571 V. 25), Dettingen, Eigeltingen (*2 Mm. der schlauch* 1618), Liggeringen, Raithaslach, Talheim, Wiechs a. R. (danach: *Schlauchgasse, Schlauchhalden*). *Schlauchwiesen* kommen in Weil bei Blumenfeld vor. *Großer Schlauch* ist in Mahlspüren i. H. nachweisbar: *2 1/2 J. an der Halden . . ligenzt zwischen dem grossen Schlauch so ein Embdt wüs* 1618.

*Schnabel* m. weist in der Namengebung auf schnabelförmig vorspringendes Gelände, besonders Felsvorsprünge. Aus Ludwigshafen ist die *Schnabelburg* (*Rebveldt im Krebsen, die Schnabelburg gen.* 1709) zu erwähnen.

*Sech* n.f., das fast senkrechte, schwach nach vorn gerichtete starke Messer am Pflug, das die Erde senkrecht durchschneidet und so die waagrechte Abhebung und Umwen-

dung durch die sofort darauf folgende Pflugschar ermöglicht. Diese Form des Sechs ist in der Büsinger *Sechwiese* (in der *Sechwiß* 1745), einer länglichen, an einem Ende breiteren Wiese namenbildend geworden.

*Seewadel* m., ein im Hegau häufiger Flurname, bedeutet „soviel wie nur ein Schwanz von einem See, ein schmaler, nur zur Regenzeit sich bildender See- oder Sumpfschweif“. Zur Entstehung dieser z. T. heute noch sumpfigen Mulden vgl. die Ausführungen von ALBERT FUNK, Bilder aus der Vor- und Frühgeschichte des Hegaus (1960, S. 1 f.).

Wir führen die *Seewadel*-Belege in alphabetischer Folge der Orte auf:

Aach: *Seewadel* (im *finsterloch stossend vff den seewadel* 1505).

Arlen: *Seewadel* (ein *Einfengle im Seewadel gen.* 1704).

Büsing: *Seewadel* (*Reben am Seewadel — in die Zelg gegen dem Seewadel* 1590 IX. 18).

Duchtlingen: *Seewadel* (im *Seewadel* „1642 III. 30“).

Ebringen: *Seewadel* (*beym Seewadel* 1666).

Mühlhausen: *Seewadel* (*ze dem Sewadel* 1505).

Öhningen: *Seewadel* (*wingarten im Seewadel* 1476 IV. 2).

Orsingen: *Seewadel* (*ackher im see watell* 1716).

Randegg: *Seewadel* (im *Risig, stost an Seewadel* 1561; *Rauen Seewadel* 1876).

Rielasingen: *Seewadel* (*ackher im Seewadel* 1621 VI. 1); *Blenklis Seewadel* (*bey Blenckhlis Seewadel, stost vff meins Hr. schnaidtholtz* „1496“); *Dietrichs Seewadel* (in *Dietrichs Seewadel* „1496“); *Singener Seewadel* (*ob Singer Seewadel* „1496“; *weylen im ganzen feld kein wasser oder drencke als in dem . . Seewadel sich befinde* 1678; jetzt Gemarkung Singen); *Steißlinger Seewadel* (jetzt Gemarkung Singen); *Worblinger Seewadel* (*an dem Wormblinger See . . hinab vff den Seewadel* 1594 IV. 18).

Singen: *Seewadel* (*beym sog. Seewadel obn Yben* 1724; im *Widensail . . hinab gegen dem Seewadel* 1555; *an dem vordern Seewedel* 1555); *kleiner Seewadel* (*am klainen Seewedel* 1555); *kopfetes Seewädele* (im *Kopendenseewädel . . hinaus an die sog. Roßwies* 1826); *Scharmenseewadel* (*am schalmen Seewadel* „1496“; im *Schalmenseewadel* 1555); *Steißlinger Seewadel*.

Volkertshausen: *Seewadel* (*an dem vngheuren seewadel* 1531 XII. 13; *an der gemaindt Seewadel* 1618).

Wangen: *Seewadel* (1 J. im *Seewadel* 1728).

Weiterdingen: *Seewadel* (*vff krüzibichel am Seewadel* 1541).

Welschingen: *Seewadel*.

Worblingen: *Rielasinger Seewadel* (*bey dem Rhielasinger Seewadel* 1680 XI. 1).

*Spieß* m. meint in Flurnamen ein Landstück, das sich in der Gestalt eines Spießes abgrenzt. Gegenüber *Ger* kommt *Spieß* nur vereinzelt vor. *Spieß* ist Flurname in Gottmadingen, *Spieß(acker)* heißen zwei verschiedene Stellen auf Gemarkung Hilzingen (*an den Spieß* 1620 X. 26; *der Spießackher* 18. Jh.). Auch in Münchhöf kommen *Spießacker* vor.

*Staffel* f. bezeichnet stufenförmig abfallendes Land. *Staffel* ist amtlicher Flurname in Worblingen und Rielasingen-Arlen, wo er früh belegt ist: *de agro an dem staphel — an dem staffel* ca. 1330. In der Nähe gelegene Reben heißen *Staffelreben*.

*Stelze* f. Von der Bedeutung „hölzerne Stütze in Form einer kürzeren oder längeren Stange“ ist *Stelze* auf das Gelände übertragen zur Benennung eines schmal auslaufenden Teils meist eines Ackers von der Stelle an, wo das Grundstück von der regelmäßigen Gestalt des Rechtecks abweicht, dann auch Benennung für den sich zuspitzenden Teil eines Ackers. Die Mundartwörterbücher geben landschaftliche Bedeutungsunterschiede an. *Stelzen* sind im allgemeinen rechteckige Felder mit schmalem Auslauf, können aber auch recht verschiedenartig geformt

sein. *Stelze* ist im Hegauer Namengut besonders in Verbindung mit dem Grundwort *Acker* häufig vertreten. Mitunter liegt appellativischer Gebrauch vor.

*Stelzen(acker, -äcker)* ist Flurname in Arlen (*der Stelzen Acker* 1825), Bietingen (*der Steltza Agger gen. ist 1 J. vor Hardt* 1599; *Aker in der Steltz* 1773), Bohlingen (*im Loma, so ein stelzen ackher* 17. Jh.; *Ihro hochfürstl. Gnaden stelzen vor haslach, ist ungefähr 3 Vlg.* 1738), Eigeltingen, Emmingen ab Egg (*an ainer Stelzen* 1588), Gottmadingen (*der Steltzen Acker gen.* 1726), Markelfingen (*im Thall, gen. der Stelzenacker* „1561 II. 4“; *1 J. der steltze ackher* 1754), Moos (*1 J. acker gen. die stelz stost an den hertweg* 1517; *vf die Herdgaß der Stelzenacker gen.* 1719), Orsingen (*hinder vnnnderhofen der Stelzen Acker gen.* 1618), Riedheim (*1 J. an der stelzen* 1561), Steißlingen (*ackher im Thal die Steltz gen.* 1558), *lange Stelze (ackher vnder dem Berg . . ist ein stölzen ackher, die lange stölzen* 1716) in Orsingen, *Stelzer* in Gottmadingen und Stetten.

*Strang* m., *Strange* f. bedeutet „Strick, Strang“ und bezeichnet in der Namengebung der Fluren einen schmalen Feldstreifen, den der Pflug beim Hin- und Herfahren umstürzt und deren mehrere das Ackerbeet bilden. HANS JÄNICHEN (Über den mittelalterlichen und neuzeitlichen Ackerbau im westlichen Schwaben, Beiträge zur Geschichte der Gewannflur. In: Jahrbücher für Statistik und Landeskunde von Baden-Württ. 7, 1962, hier: S. 56 f.) hat in zahlreichen Beispielen auf den Zusammenhang des *Strangs* mit dem Beetbau hingewiesen. Dieser Ackerbauzusammenhang ist auch für die folgenden Beispiele aus Singen anzunehmen: *Strangen* (*an dem strangen* 1497 I. 17; *am obern, vnnndern stranngen* 1555), *Hölderlinsstrang* (*2 J. gen. Hölderlins Strang . . an des von Schellenbergs braiti* 1555), *Hemerlisstrang* (*1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> J. am Hemerlisstranngen, stossen auf Caspar Lieben Stranngen* 1555).

Der Beleg zeigt die appellativische Verwendung von *Strang*. Es fällt auf, daß *Strang* im Hegau nur vereinzelt belegbar ist.

*Strich* m. ist in unseren Belegen, die durch *lang* näher bestimmt sind, im Sinne eines länglichen, schmalen Flurstücks gebraucht. *Langstrich* ist Flurname in Öhningen (*Reben vnderm Haus zue Ennetbrugg der Langstrich gen.* 1652) und Orsingen (*das vnder felsen wülein, oder der lang strich gen.* 1618).

*Strick* m. bezeichnet in der Flurnamengebung schmale Geländestücke. Nach dem *Strick* auf Gemarkung Öhningen (*by dem strick by der frowen* 1494 I. 9) ist der *Strickbach* benannt. Ein abschüssiges, schmales Waldstück auf Gemarkung Bohlingen führt die Bezeichnung *hangend(er) Strick* (*ab dem hangend strick* 1511).

*Tasche, Täsche* f.,beutel- oder sackförmiger Tragbehälter. Auf das Gelände übertragen, wird *Tasche (Täsche)* zur Bezeichnung von nicht zu großen, flachen Vertiefungen gebraucht. Der Name ist nicht nur im Hegau häufig. In unserem Material überwiegt die umgelautete Form.

*Täsche(n)* ist Flurname in Bietingen (*der wingart zu Büttingen, die Täsch gen.* 1590 VI. 28; *in der Täschen oder Hochstraß* 1766), Bohlingen (*an der täschen* 1517), Böhringen (*gen. die Teschen . . stost an den Mülibach* 1553; *1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> J. gen. Deschlin* 1555), Dettingen (*an der Täschen* 1594), Gottmadingen, Heudorf, Volkertshausen (*inn der Deschen* 1594; *in der Teschen* 1618), Wiechs (*auf der Vogelherd gen. . . Niedergang der obere langere Täschen an daselbstiges Wassergläß* 1755).

Die Verkleinerungsform *Täschle* ist nachweisbar in Bankholzen (*vf dz Deschle* 1668), Beuren a. d. Aach, Mahlsüren i. H. (*1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> J. vff Täsclin gen.* 1618), Orsingen (*im Deschl — im Töschl* 1618), Steißlingen (*Reben im Teschl* 1599 II. 4; *1 J. vorm Täschl* 1629 II. 18). Angereiht seien die *Täschlecker* in Eigeltingen und Mühlhausen.

Näher bestimmt ist *Tasche* (*Täsche*) in *Breitentäschen* in Böhringen (*gen. die Braitenteschen* 1552) und Gottmadingen (*in der Braiten Täschen . . vnden auf den Bach* 1722), in *große* und *kleine Täschen* in Gailingen. Nur vereinzelt erscheint *Tasche* (*Täsche*) als bestimmendes Glied. Neben den bereits erwähnten *Täschleäckern* ist der *Taschenacker* (*der Taschenacker zwischen den Hölzern* 1825) in Arlen zu nennen.

*Tenn* n., unterer Fußboden der Scheune, Dreschboden, dient in der Flurnamengebung zur Kennzeichnung von ebenem Land. *Tenn* ist Flurname in Allensbach, Böhringen, Güttingen (*Ösch im Thenn* 1610), Möggingen (*auf dem Feldt gen. Thenn* „1613“), Radolfzell (*statt wald, den man nempt dz Tenn* 1391 V. 25).

*Tischlachen* n. Tischtuch, -decke, bezeichnet in Flurnamen ähnlich wie *Leinlachen* (s. d.) ebenes, ausgedehntes Gelände. Als Flurname ist *Tischlachen* nachweisbar in Gottmadingen (*im Tüschlachen* 1611) und Rielasingen (*1 J. ackher Dischlachen gen.* 1692).

*Vierschröt*, *viergeschröt* bedeutet eigentlich „viereckig gehauen“, allgemein viereckig, gedrungen, massiv, von Gegenständen, besonders Teilen des Körpers, auch von Lebewesen. In der Namengebung werden damit mehr oder weniger viereckige Geländestücke bezeichnet. Beispiele für appellativischen Gebrauch: *1 fierschroet aeckerlin lit hinder dem wurmenberg* — *1 fierschroet wisli lit an braitweisen am graben* (1471, Bankholzen), *1 fierschroet aeckerli vssert des wittmos bom* (1471, Bohlingen), *ain vierschroeta aker, lit vor Aspa* (ca. 1340, Gailingen). Vereinzelt ist *Vier(ge)schröt* zum Namen geworden, so in Bohlingen (*im Viergeschrett* 1782) zur Bezeichnung eines Ackers von auffallend rechteckiger Gestalt. Aus Berlingen am Untersee ist der *Vierschrötenbletz* (1337 VI. 20) zu vermerken.

*Wadel* m. „Schwanz“ wird in Flurnamen zur Bezeichnung von schmalem, meist spitz

auslaufendem Gelände verwendet. Kennzeichnend für den Hegau sind die *Seewadel* (s. d.). Außerhalb dieser Verbindung erscheint *Wadel* nur vereinzelt: *Spitzenwadel* (*unter der Birkenreute oder Spitzenwadel* 1825) in Arlen. Vgl. *Zagel*.

*Wanne* f., allgemein ein längliches Gefäß aus Metall oder Holz, bezeichnet, auf das Gelände übertragen, entweder leichte, sanft gewölbte Erhebungen (Bild der umgedrehten Wanne) oder wannenförmige Vertiefungen. *Wanne* kommt in der Flurnamengebung häufig vor, und zwar im Hegauer Material überwiegend ohne nähere Bestimmung.

*Wanne(n)* ist Flurname in Anselfingen, Arlen (*auf der wannen* 1704), Beuren bei Blumenfeld, Duchtlingen, Hilzingen (auch *Staufer Wanne*), Hindelwangen, Mühlhausen (*in der wannen . . andert vff Hennis Tegenlis wannen* 1505; *in der Wanne* 1668), Neuhausen, Öhningen (*gut in der wannen* 1556), Wangen, Watterdingen, Weiterdingen (*ackher in der wannen* 1541), Welschingen, Zimmerholz, Zoznegg (*vnder der wannen . . stost an Zoznegger berg* 1671). Bildungen mit *Wanne* im bestimmenden Glied sind weniger häufig: *Wannenacker* in Stahringen-Homburg, *Wannenberg* in Tengen, nach einer wannenartigen Vertiefung auf dem Bergrücken, *Wannenbühl* in Stahringen-Homburg, *Wannenwiese* (*wis vnder der Wannan* 1614) in Stahringen.

*Winkelmeß* n., Instrument des Tischlers, um gerade Linien im rechten Winkel zu ziehen. Auf das Gelände übertragen, bezeichnet *Winkelmeß* rechtwinklig verlaufendes Gelände. Eine Wiese auf Gemarkung Böhringen heißt nach dieser Gestalt *Winkelmeß* (*so man nempt das Winkelmeß* „1562 VI. 2“).

*Zagel* m. „Schwanz“ wird zur Bezeichnung von länglichen, schmalen Flurstücken verwendet und ist im Hegau vereinzelt nachweisbar: *Zagelacker* (*vff den Zagelacker* 1561) in Randegg, *Zagelholz* (*das*

*Ober Henenbol oder das Zagelholz gen. 1594*) in Dingelsdorf. Vgl. *Seewadel, Wadel*.

*Zieche* f., ein sackartiger Überzug, ein Sack, speziell ein Überzug für Bettdecke und Kopfkissen, wird zur Bezeichnung von ebenem, meist ausgedehntem Gelände verwendet. Nach der Überlieferung kann der Singener Flurname *lange Zieche* (in der *langen Ziechen im Embrieth 1693; in der langen Ziechen 1713*) hierhergestellt werden. Allerdings lautet die amtliche Form *lange Zehen*, der auch die Mundartlautung folgt. Auf Grund dieses Befundes stellt WALTER SCHREIBER (Lautlehre der Alt-Singener Mundart S. 35) diesen Flurnamen zu „Zehe“ und erklärt ihn nach der Gestalt.

*Zinken* m. bezeichnet allgemein eine hervorstehende Spitze und wurde namengebend in *Zinkenacker* (der *Zincken ackher gen. 1704*) auf Gemarkung Rielasingen-Arlen.

*Zipfel* m., zugespitztes Ende teil am Tuch usw., auf das Gelände übertragen im Sinne von „spitzes Ende, anhangender oder zwi-

scheneingehender Land-, Waldstreifen“ gebraucht. *Zipfel* kommt in Hegauer Flurnamen nur vereinzelt vor, z. B. in Heudorf, häufiger in Zusammensetzungen wie *Kap-penzipfel* (siehe *Kappe*). Die *Zipfelwiese* (des *Zipfelswis gen. 1637*) in Schienen ist nach dem Inhaber benannt.

*Zolke* m., Schnauze oder Schnabel an Geschirr, besonders an einer Kanne. In der Flurnamengebung bezeichnet *Zolke* längliche, schmale Geländestücke. Das Wort kommt vereinzelt in Flurnamen vor, z. B. *Zolkenwiesle* (<sup>1</sup>/<sub>2</sub> J. beim *Zolgggen wislin 1601 X. 8*) in Hilzingen. Zu beachten ist, daß *Zolk* ein im Hegau nicht unhäufiger Familienname ist, der auch in Flurnamen erscheint.

*Zwick, Zwickel* m., keilförmiger Einsatz in Kleidern usw., ebensolcher Teil eines Ackers, erscheint in *Zwickenacker* (der *Zwicken Ackher gen. 1608 II. 1*) in Rielasingen-Arlen.

---

## *Juni im Kaiserstuhl*

*Die Reben blühen.  
Seliges Irren im Löß.  
Eidechsen sprühen  
Bronze über den Weg.*

*Wein blüht im kreisenden Glas.  
Die Arme getaucht in den Brunnen!  
Der Sommer loht ohne Maß,  
trägt ein Kirschengehänge am Obr.*

Carlheinz Gräter

# Kleines Wörterbuch für Mittelbaden

Von Margot Fuß, Baden-Baden

Wer sich für Sprachen und Dialekte interessiert, wird immer wieder feststellen, daß bei der Babylonischen Sprachenverwirrung ganze Arbeit geleistet wurde. Nicht nur spricht jedes Volk eine andere Sprache, auch innerhalb jeder Sprache sind unzählige Unterschiede in Worten, Aussprachen, Betonungen, nach Landschaften, Stämmen, Städten, ja sogar einzelnen Dörfern unterteilt.

Allein in Deutschland waren Jahrhunderte nötig, um aus unzähligen Dialekten eine einheitliche, allgemein gültige Schriftsprache hervorzubringen, die gleichmäßig in allen Schulen gelehrt, in allen Amtsstuben geschrieben wird.

Wohl wird diese Sprache, das sogenannte Hochdeutsche, gelehrt und geschrieben. Zweifellos ein großer Fortschritt mit vielen Vorteilen. Doch birgt auch dieser Fortschritt, wie mancher andere, Nachteile in sich und zeitigt Verluste ohnegleichen. Die bodenständig gewachsene Mundart verschwindet immer mehr, nicht zuletzt durch die immer stärker werdende Tendenz, den Gebrauch von Dialekt mit mangelnder Bildung gleichzusetzen.

Das erhaltende, bewahrende Element ist hier wie auf anderen Gebieten der bäuerliche Mensch. In unbewußtem Konservatismus und Individualismus ist er Neuerungen nur schwer zugänglich. Macht die Vereinheitlichung der Sprache in Städten schnelle Fortschritte, so sind die alten Mundarten in uralter Form auf Dörfern und Einzelgehöften rein erhalten geblieben. Zwar ist im Gegensatz zu früher ein allgemeines Können der Schriftsprache durch die Schulbildung vorhanden, doch schämt sich niemand, die Mundart seiner Väter zu sprechen.

Der oben erwähnte Individualismus machte sich jedoch noch besonders stark in den sehr verschiedenen Formen der Dialekte

bemerkbar. Gehen die großen Sprachunterschiede landschaftsweise vor sich, so sind kleinere Veränderungen, feine Betonungsunterschiede und Lautveränderungen von Dorf zu Dorf feststellbar. Auch ist der Gebrauch ganzer Wortgruppen und seltener Einzelbegriffe örtlich verschieden.

Allein in Mittelbaden, zwischen Oos- und Kinzigtal mit Randgebieten, sind die Unterschiede erheblich, jedoch nicht schroff abgesetzt, sondern sanft fließend von Ort zu Ort feststellbar. Von Baden, über Oos, Winden nach Sinzheim (ei = äi!) geht eine langsame Veränderung vor sich, bis in der Offenburger Gegend der Anklang an den Kinzigtäler Dialekt stark geworden ist, wo dann Schwarzwald aufwärts mühelos der Anschluß an Hochschwarzwälder, Baarer, Seedialekt erreicht wird.

Nach Westen, dem Rhein zu, wird in rascher Folge von Dorf zu Dorf der Hanauerische Dialekt verstärkt, der am Rhein dann kaum mehr Unterschiede hat zum jenseitigen Elsässischen. Selbst sehr alte politische Grenzen sind im Dialekt kaum zu spüren!

Im allgemeinen lassen sich die mittelbadischen Mundarten ohne weiteres in die hochdeutsche Schriftsprache übersetzen. Zwar sind die Worte im Dialekt oft fast bis zur Unkenntlichkeit durch Verkürzungen, Betonungen, ja Lautveränderungen anders geworden; die Ähnlichkeit, auch dem Sinne nach, läßt sich nicht verleugnen. Dagegen gibt es eine ganze Reihe von Worten, die im Hochdeutschen nicht vorhanden sind, also einer regelrechten Übersetzung für Nicht-Einheimische bedürfen.

Nachfolgend eine kleine Aufstellung — keineswegs vollständig — von Worten, die mundartlich in Mittelbaden, vor allem der Bühler Gegend gebraucht werden:



Ärdnuß	= Kartoffel
Bengel	= Astprügel, Stock (nie für „Lausbub“ gebr.)
Bitz	= Abfall beim Kartoffel- oder Apfelschälen
Borbel	= Schnaps aus Topinambur
Bott	= Ratsdiener, der u. a. die Dorfneugkeiten ausschellt
Bruschdüchel	= ärmellose Weste für Männer, nicht gestrickt
Buggel	= Hügel, Berg, auch steiler Weg
Dolder	= höchster Wipfeltrieb von Obst- und Waldbäumen
Gno(a)tscher	= langsamer Schaffer oder Denker
Greif	= Mistgabel, Heugabel
Guller	= Gockelhahn
Gutter	= große Schnapsflasche in Korbgeflecht
Hau	= Hacke
Hurzel	= getrocknetes Obst, vor allem Äpfel, Zwetschgen, Birnen
Keef	= Ortsgefängnis
Kircherihrer	= Kirchendiener, der für Ordnung während des Gottesdienstes sorgt
Littri	= Destillat vom Rohbrand (1. Brand) beim Schnapsbrennen
Maisch	= Grundstoff zum Schnapsbrennen (Obst, Getreide u. a.), der zum Vergären in Fässern und Bottichen aufbewahrt wird
Ritthau	= starke Hacke (auch Schimpfwort)
Ritscherli	= Feldsalat, Ackersalat, Rebensalat
Schlorbe	= ausgetretene Schuhe
Schobe	= Kittel, Jakett
Tribbel	= größerer Treppenabsatz, meist an Biegung dieser
Vorlauf	= zuerst laufender stärkster Schnaps beim Gutbrand (2. Brand)
Wacke	= großer Stein, meist im Bach, Fels
Zischdi	= Dienstag

Auch bei Zeit- und Beiwörtern gibt es u. a. einige eigentümliche Wortbildungen, die sehr oft gebraucht werden:

brädsche	= tratschen, aufschneiden
gnabbe	= nicken
gnischde	= wenn Kinder irgendwo artig aushalten
jounere	= unberechtigt jammern
heische	= verlangen, bitten
zaggere	= pflügen
buschber	= munter, bei Genesenden = gesünder
gnitz	= bei Menschen — durchtrieben bei Obst — faul
hinderschi	= rückwärts
mudrich	= mickrig, krank
naa	= hinunter
schdibbich	= bei Obst — innen fleckig
rääs	= scharf, versalzen
vun ase	= irgendwo, irgendwann, immer schon
witlos	= unbestimmt verwandt
ziddig	= bei Obst — reif

Besonderes Kennzeichen fast aller Ausdrücke ist, daß sie nur selten mit einem einzigen hochdeutschen Wort erklärt werden können. Auch läßt sich die lautliche Modulation mit den gebräuchlichen Buchstaben nur mangelhaft wiedergeben. Besonders werden die o, a, und die zusammengesetzten ei, eu, äu in den einzelnen Worten ganz unterschiedlich gesprochen. In den einzelnen Dörfern ist dann wieder die Aussprache erheblich verschieden.

Interessant dürfte ferner sein, daß in alten Urkunden, in Urbarien, Zehntlisten, Lehenverträgen die heute nur noch mundartlich bekannten Ausdrücke als amtliche Worte erscheinen in derselben Schreibweise, wie sie heute noch gesprochen werden. Ein kleines Beispiel. In einer Schenkungsurkunde von 1339 aus dem Kirchspiel Sasbach werden als Gefälle (Abgaben) unter anderem aufgeführt: soundsoviel „Ernhüner“, was Erntehühner bedeutet. Noch heute wie damals wird in ganz Mittelbaden von der Ernte nur als „Ern“ gesprochen, wie auch für morgen = morn gesagt wird, für Heu = Hau, für Stroh = Strau, Rahm = Roum! Die Beispiele könnten beliebig fortgesetzt werden. Die Kirchenbücher aus dem Kapitel Ottersweier, die Satzungen der Markgenossen-

schaften, die Sasbacher, Oberacher Urkunden über alte Lehenrechte der Klöster Schuttern, Schwarzach, Reichenau, Verbindungsurkunden mit dem Bistum Straßburg sind voll davon.

Im Sinne der Erhaltung uralter Sprachwerte kann daher nur immer wieder auf das Wertvolle mundartlicher Sprache hingewiesen werden. Keiner braucht sich zu schämen, die Zunge seiner Heimat zu sprechen. Was durch hunderte von Jahren für unsere Vorfahren gut war, darf von uns nicht mit einem überheblichen Achselzucken auf die Seite geschoben werden. Gleich wie heute die baulichen Reste längstvergangener Zeiten als Zeugnisse der Menschen, die in unsrer Heimat einst gelebt haben, gehegt und gepflegt werden, so sollte auch die Sprache, das lebendigste Überkommene, gehegt und gepflegt werden. Fallen wir doch in diesem Falle nicht in die oft angeprangerten Fehler des Anfanges des 19. Jahrhunderts zurück, da überall Stadttore und unwiederbringliche bauliche Zeugen der Vergangenheit pietätlos entfernt wurden. Heute gäbe man viel darum, den achtlos verschleuderten Besitz von damals wiederzuhaben. Möge es nicht denselben Weg gehen mit unserer Heimatsprache!

---

## *Wanderlied*

*Einsamkeit den Weg entlang,  
und ich liebe alles,  
jede Blume an dem Hang  
und den großen Abgesang  
jedes Wasserfalles.*

*Und ich finde dich darin  
tausendfach verschwendet,  
geh ich her und geh ich hin —  
jedes Weges Wandersinn  
wird in dir vollendet.*

Otto Gillen

## Buchbesprechungen

### Hubert Baum: „Alemannisches Taschenwörterbuch für Baden.“

Dem neuen Alemannischen Taschenwörterbuch für Baden von Hubert Baum ein herzliches GOTTWILCHE! Da hat der alemannische Dichter in jahrzehntelanger geduldiger, vielleicht zuweilen auch schon bald un-geduldiger Arbeit ein wahrhaft HERCULEUM OPUS geleistet, um mit J. P. Hebel zu sprechen. Da ist wohl keiner von uns, der von sich sagen könnte, er hätte schon vorher, d. h. bevor er das kleine, aber reiche, bhäbe (s. S. 261) Buch gelesen, alles gewußt. Jedenfalls gestehe ich offen, in dem alemannischen Wörterbuch von Baum auf jeder Seite viel neues Altes und dazu noch mehr altes Neues gefunden zu haben. Denn da sind nicht nur gar mancherlei „abgegangene“ Ausdrücke enthalten, die Baum von ihrer Herkunft: aus dem Alt- oder Mittelhochdeutschen; aus dem Lateinischen oder Griechischen; aus dem Italienischen oder Französischen oder gar aus dem Hebräischen ableitet, sondern da gibt es daneben auch viele gängige Wörter, die wir alle zu kennen meinen und täglich brauchen und gebrauchen, ohne deren tiefere Bedeutung und (oft versteckte) Nebenbedeutung oder Vieldeutigkeit zu kennen. Vorsichtig weicht Baum den Gefahren phantasievoller etymologischer Interpretation aus oder stützt sich auf die bewährten angegebenen Werke, denn die Etymologie ist zwar interessant, aber auch trügerisch. Die unzähligen Hinweise auf die Fundorte (Quellen) der Wörter und deren Verbreitungsgebiet zeugen von der wissenschaftlichen Sorgfalt und Zuverlässigkeit des Glossariums. Am meisten bewundere ich die Beschränkung auf die wichtigsten alemannischen Wörter auf etwa 15 000, denn eine „Vollständigkeit“ konnte ohnehin nie das Ziel eines Taschenwörterbuchs sein. So bleibt das Buch vor allem lesbar. Das läßt sich gewiß nicht manchem Wörterbuch zum Lobe nachsagen. Ohne selber ein Philologe (wörtlich übersetzt: „Sprachfreund!“) zu sein, habe ich dieses Wörterbuch gleich von der ersten bis zur letzten Seite zusammenhängend wie einen spannenden Roman durchgelesen. Das ist wohl das höchste Lob für ein sonst nur „trockenes“ Lexikon. Dafür wird

der Leser zum Schluß des Buches noch mit den lustigen, zugleich aber auch aufschlußreichen Ortsneckereien, Namen und Schimpfnamen belohnt und erfreut. Dr. K. Fr. Rieber

**Alemannische Geschichten für große und chlini Lüt.** Zehn Sprachbilder in der Muettersproch aus südbadischen Sprachlandschaften; eine Schallplatte aus dem Christophorus Verlag in Freiburg; SCLX 73 759.

Unsere Mundart schleift sich immer mehr ab. Kaum daß noch einer astrein die Muttersprache vorzutragen versteht. Wie die Mode, so unterliegt auch die Sprache des Volkes Zeiterscheinungen, die immer mehr auf eine Assimilierung, eine Angleichung und damit eine Verflachung hinzielen. Bald wird man von der Jugend nur noch ausgelacht, zumindestens aber altväterlich verschrien werden, wenn man in Dorf und Stadt nicht gleiche Redewendungen und Ausdrucksweisen benützt. Und dabei hört man bei den Schweizern zum Beispiel sehr gerne, wenn sich selbst in höchsten und vornehmsten Kreisen alles im Schwyzerdütsch unterhält, wenn sich im Bayerischen Rundfunk selbst bei der Ansagerin das bewußte, sonore Timbre der Sprache vernehmen läßt. Nur bei uns will Muttersprache wie ein Fremdling sich anhören. Deshalb ist das Verdienst des Vereins Muettersproch, Freiburg, sehr hoch einzuschätzen, daß man nicht nur ein Lesebuch für großi und chlini Lüt herausgebracht hat, in dem jedermann studieren kann, wie man alemannisch schreibt, und dann selber zu probieren weiß, wie es sich anhört, wenn man mal mit diesen urigen Lauten und Wörtern Umgang pflegt. Zur Mundart gehört auch die Stimme, die sie uns noch echt und volkswüchsig nahebringen kann. Deshalb diese Schallplatte. Mit einer Ausnahme sprechen die Autoren selbst. Es kommt nun nicht so sehr auf das Wie an, mehr auf das Was — und da ist die Auswahl bestens getroffen. Bodenseemundart klingt im Beitrag und in der Sprache von Sepp Schirpf, Gaienhofen, auf. Wie man auf der Baar spricht, weist Gottfried Schafbuch, Hüfingen, vor. Richard Gäng, der Motor für die Erhaltung der Muttersprache und der Initiator zu Lesebuch und

Schallplatte, läßt die Mundart des Hochschwarzwaldes mit seinem Beitrag: Bin i es Gspengst worde? aufklingen. Gerhard Jung spricht Wiesentälerisch aus dem hinteren Talwinkel; Hedwig Salm ergänzt mit dem Dialekt des Kleinen Wiesentals. Der Kaiserstuhl wird durch Karl Kurrus, Freiburg, vertreten, die Breisgauemetropole selbst durch Rolf Süß, das Untere Markgräflerland durch Walter Füllin; Eugen Falk-Breitenbach ist einziger Nordvertreter aus dem Kinzigtal; während OB Brucker von Lahr seinen Beitrag durch Herbert Wiedemann vortragen läßt. Rundum eine runde Sache! Man würde wünschen, daß in vielen Stuben sich diese schwarze Scheibe auf den Plattentellern drehen würde, auch in den Schulen, um in einer besinnungsreichen halben Stunde mal hineinzuhören in die Schönheit unserer Volkssprache, die durch Johann Peter Hebel in den literarischen Adelsstand erhoben worden ist. Günther Imm

#### J. P. Hebel in der Rowohlt Monographien-Reihe.

In der weltweiten Reihe der literarischen Monographien von Rowohlt, die von H. Ch. Andersen bis O. Wilde reicht und von dem Dichterphilosophen Kurt Kusenberg geleitet wird, ist nun mit einem Buch von 158 Seiten auch unser unerreichter Meister der alemannischen Mundartlyrik und der Anekdotenerzähler Hebel erschienen. Der junge Uli Däster, der bei dem berühmten alemannischen Literaturprofessor Staiger in Zürich mit einem Hebelthema promovierte, schrieb den Band mit souveräner Sicherheit und Übersicht und einem glänzenden, modernen Stil. Er stellt kommentierend das Leben Hebels von Hausen bis Schwetzingen und das gesamte Werk dar. In der einmaligen, fesselnden Art der Darbietung des umfangreichen Stoffes liegen Eigenart und Bedeutung des Werkes. Hier nur ein kleines Beispiel, wie Däster den Spruch über die Pointe zur Erzählung „Schlechter Lohn“ geistvoll formuliert.

Bei Hebel wird die Pointe überspielt, sie bildet nicht den Schluß, man ist auch schon halbwegs darauf vorbereitet. Es kommt dem Erzähler offenbar nicht auf den einen Höhepunkt an. Er hat Zeit. Darum die breite Einleitung, die eben nicht nur Einleitung ist, sondern ihren

Zweck durchaus in sich selbst findet. Es äußert sich darin die epische Gelassenheit des Erzählers, der einen Gegenstand überschaut, ohne ergriffen zu sein, und der auch nicht allzu stark ergreifen und fesseln will, sondern dem Hörer ebenfalls zur Distanz verhilft. Im Gegensatz zu Kleist zeigt sich der Hausfreund seinem Leser und spricht ihn persönlich an. Seite 107. — Ein wertvolles Buch für jedermann, besonders aber für Kenner und Lehrer der Literatur!

Am Schluß findet sich eine dreiseitige Angabe der bedeutendsten Hebelliteratur. An lebenden Badenern begegnen wir hier Richard Gäng, Martin Heidegger, Ernst Schmitt und Hanns Uhl. Schade, daß die Übertragung der Hebelischen Gedichte ins Japanische von Prof. Yokawa in Hiroshima fehlt! — Hebel, Uli Däster, Monographie, mit vielen Abbildungen, Verlag in Reinbek bei Hamburg. Richard Gäng

**Karl Kurrus: „Ruaf in d Zit ni“.** Zu seinem neuen, modernen Gedichtband.

Karl Kurrus trat 1969 erstmals mit dem Kaiserstühler Gedichtband „Üs em Kriagli“ an die Öffentlichkeit. Er besang in konventioneller Form in einem beglückenden, herzhaften Volkston seine heimische Welt. Treffende, einprägsame Formulierungen fand er, so: „Und wird s Herzli nosno kiahler,/ trink erst recht vum Kaiserstiahler“, oder „S erst Schmützli, gnumme oder gschenkt,/ der Himmel voll vu Gige henkt.“ Im Sturm gewann er seine Landsleute. Ein neuer Stern am alemannischen Dichterolymp war aufgegangen.

In seinem 2. Band nun fährt er vielfach auf den erfolgreichen Gleisen einher, übertrifft aber oft die ehemaligen Themen und Formen an dichterischer Schönheit. So finden wir u. a. das köstliche und klangvolle Kindergedicht, das im Wort schon seine Melodie mitbringt, „Tribili ins Kibili“, dessen Kehrreim selbst traubensüß ist:

Tribili ins Kibili  
großi Beer ins Milili.  
D Händli sin wia Kleberli,  
zuckersiaß sin d Schnäbili.

Neben diesem konventionellen Genre pflegt Kurrus im neuen Werk auch aufgelockerte, gelichtete, prosaähnliche Texte, gibt Strofenbau und Metrum mehr und mehr auf, behält nur

noch den Reim. An diesem aber hält er streckenweise hartnäckig fest, ja, gelegentlich forciert er ihn, so auf Seite 86, wo er ein Gedicht mit 15 o-Reimen bringt und Seite 39, wo er in 8 Zeilen 8 Reime auf „inde“ aneinanderreihet. Hier verliert der Reim wahrhaft seine Aussagekraft, wird Geklimper, und man denkt an Morgensterns Ulk „Ein Wiesel saß auf einem Kiesel inmitten Bachgeriesel“ usw.

Der Dichter ringt ersichtlich mit den Formen, gibt ab und zu und gelangt schließlich in die völlig freie, ungebundene Form, in eine poetische Prosa, in reine Lyrismen. Diese modernen Versionen, die in dem Buch noch in der Minderheit sind, machen es aber interessant und bewundernswert. Solche Prosagedichte traten bisher im badischen Alemannenland, von einigen hilflosen Versuchen abgesehen, in dieser Vollkommenheit nicht in einem Buch auf. Sie sind überaus begrüßenswert und verdienstvoll. Ich selbst habe zwar bei meinen dichterischen Arbeiten mich nur der konventionellen Formen bedient, anerkenne und fördere aber mit uneingeschränkter Freude hier den Fortschritt. (Ich habe auch aus diesem Fortschrittsdenken heraus dem erfolgreichsten deutschsprachigen Mundartdichter, dem norddeutschen L. Soumagne, vor etlichen Jahren schon für seinen neuesten Band ein ermutigendes Vorwort gegeben.) Ich bekenne gerne, daß diese Prosagedichte von Karl Kurrus auf der Linie des Schweizer Mundartdichters Kurt Marti und des Östreichers H. C. Artmann stehen, denen er thematisch ebenbürtig ist, deren formale Keckheit und Wagemut er aber nicht erreicht, oder als allzu gewagt, scheut. Kurrus macht mit diesen zeitgemäßen Aussageformen die Lyrik wieder, — die schon von manchen, unter ihnen Adorno, ad acta gelegt wurde, — auf neue Weise glaubhaft und frisch. Er wird zum Avantgardist in Südbaden.

Mit den neuen Formen bringt Kurrus auch neue Themen. Wie schon der Titel des Buches „Ruaf in d Zit ni“ demonstriert, wird die Blüemli-Wolken-Dichtung überwunden; und allgemein menschliche Themen werden ins dichterische Wort gehoben und der Welt zugerufen. Warum auch sollte sich der Dichter in seiner Mundart nicht mit diesen neuen Sachbezügen, die geballt heute auf uns alle zukommen, auseinandersetzen?

Der Kaiserstühler wagt es und macht es auf seine Weise vollkommen. Dabei skelettiert er oft in moderner Manier die Sprache. Die Gedichte werden zu Anrufen, Fanalen, Psychogrammen. So umfaßt das Gedicht auf Seite 97 nur 20 Wörtver bei 9 Linien. Ein gutes Poem! Noch gehaltvoller und noch knapper ist das nächste Gedicht. Es lautet: Wurum/ Wurum des?/ Wurum jetzt?/ Wurum ich?/ I gäb ebis drum,/ wenn i wißt/ wurum./ Aber,/ Alles blit stumm!/ S gherit im Herrgott,/ s Wurum!

Solche Gedichte geben dem Buch Einmaligkeit, Glanz, Magie.

Karl Kurrus, „Ruaf in d Zit ni“, 128 Seiten, Ganzleinen, Rombach Freiburg i. Br., 12.— DM.

Richard Gäng

**Ab em Herze gschriebe.** Zu dem neuen Buch von Gerhard Jung „Wo ane gohsh?“

Wer die alemannische Literatur verfolgte, stellte fest, daß in den letzten zwanzig Jahren allein im badischen Raum etwa achtzig alemannische Gedicht- und Prosabücher, dazu mindestens ebensovielen Bühnenstücke veröffentlicht wurden. Auch diese Zahlen sagen aus, wie es um unsere Muttersprache steht.

Jetzt legt uns der durch drei Gedichtbänden und eine Reihe von Volksspielen bekannt gewordene alemannische Dichter Gerhard Jung mit seinem neuen Buch „Wo ane gohsh?“ ein überraschend reiches und tiefes Werk auf den Tisch. Es gehört zum besten, das wir aus seinem fleißig geführten Schreibstift kennen.

Es wird den heutigen Alemannendichtern oft vorgeworfen, sie seien nicht „modern“, hingen zu sehr dem Vergangenen nach und schilderten gefühlsbetont vorwiegend das bäuerliche Leben, um ja ihre längst untergegangenen Wörter anbringen zu können. Hier haben wir erneut ein gewichtiges Buch, das beweist, daß die heutige Mundartdichtung nicht stehengeblieben ist. Da ist nichts mehr vom ländlichen Idyll, vom saatauswerfenden Landmann, von einer lieblichen und lichten Welt. Es geht schwer, fast hart zu in diesem Jungschen Buch. Nur selten sind gewohntere Töne zu hören etwa, wenn „De Auerhahn balzt“, „Brunner rusche“ und „singe vu deheim“, „Chriesibäum blüehie“ oder wenn „E Chäferli im Garte“ rennt.

Im übrigen aber wird gedacht, gegrübelt und gefragt, immer wieder gefragt nach den letzten Dingen. Gewissermaßen als Introduction stehen drei Sonette „Wo ane gohsh?“ Mit der Wahl dieser Gedichtform bekundet Jung gleich zu Anfang seine Forderung zu Strenge und Ordnung. Das Sonett ist für den Dichter eine der zuchtvollsten Versformen. Jung beherrscht die Gesetzmäßigkeiten des Sonettes und stellt es uns in einer unverbildeten Mundart hin. Auch die Denkweise ist dialektbezogen und doch vom ganz Allgemeinen handelnd: Weltraumflug, Vergiftung von Flur und Kreatur, ewiger Fortschrittsgedanke, von dem wir vergebens unser Heil erwarten. Die drei Sentenzen in den Schlusszeilen: „Unheimli würd s, wo nüt meh heimlich isch.“ „Der letschti Sinn vum Goh isch wider s Blübe.“ „Un ob si recht isch (deine Zeit), muesch di selber froge“, stehen deutlich als Ergebnis des Vorhergesagten.

Der erste Abschnitt des Buches steht unter dem Begriff *Angst*. Gleich in den ersten acht Zeilen wird uns in knappen Zügen ein Bild vor Augen gestellt, das aus einem Forschungsergebnis unserer Tage stammt: Das All, die Welt entstand aus dem „Urknall“, aus dem Feuer also.

Doch Jung bleibt nicht in dieser Angst verhaftet. Er führt den Leser über Hoffnung, Vertrauen und Trost bis zur Freude. „Wenn de an di selber glaubsch un an De (an den), wo drüber wacht“, sagt er uns aus gläubigem Herzen heraus. Dieses Gottvertrauen — wer wollte es uns Heutigen verwehren — steht oft auch als ein Tragendes zwischen den Zeilen.

Am sogenannten „Modernen“, von dem der Dichter jetzt auch beeinflusst ist, arbeitet Jung auf seine eigene Weise. „Mensche in der Stadt“ besteht nur aus Stichwörtern oder dahingesagten Satzteilen und ist dennoch eine glühende, jedem verständliche Anklage gegen Mißstände wie Verkehr, Fernsehüberbenutzung, Tanz ums Goldene Kalb und so fort. Eine ähnlich gesetzte Kurzschrift, dazu in einer eigenen lyrischen Aussage, findet sich im Gedicht „Z Obe“, das unser Leben als Ernte, Geburt, Feier und Tod, unser Dasein letztlich als „bitter Brot“ aufzeigt. Zum „Brot“, als einem Gleichnis unseres Seins findet er übrigens immer wieder: „Nume wenn de gmahle bisch . . . no gisch Mehl un Teig un Brot.“ Ähnlich verwendet er den

„Fade“, in welchem er das Leben sieht, wie es von Gott gewoben wird „hi un her“ mit „Schlick un Schlürke drin“.

Allgemein gesehen, ist Jung, was das Formale betrifft, noch ziemlich dem Alten verpflichtet. Kaum daß er da und dort einmal den Reim ganz aufgibt. Und dennoch zeigen sich auch bei ihm neue Wege, wenn er auf Strophenformen verzichtet oder den daktylischen Vers anwendet. Daß ein alemannisches Gedicht urchig und echt sein kann, auch wenn in ihm absolut keine Reime erklingen, beweist er mit dem herrlichen Gedicht „Schwarzwälder Speck“, das er in festgefügte Trochäen gesetzt hat. Als ein Volkslied möchte man „Lob un Lache“ gesungen hören. Einen rein lyrischen Ton schlägt Jung an in „De Mond schwimmt über s Hörnli“.

Die Schreibweise ist im großen und ganzen diejenige von Hebel: sie ist lesbar, weil dem hochdeutschen Schriftbild angepaßt, und dennoch imstande Unterscheidungen der verschiedenen Dialekte zu kennzeichnen. (In Zell, der Heimat des Dichters, sagt man: hät = hat, het = hätte, de = der, gliichis = gleiches, sin Tod = sein Tod u. a.).

Besonders muß erwähnt werden, daß es dem Dichter gelungen ist, manches Hapax legomenon, manches Neuwort, zu bilden, so „Beinertrog“, „zitronfalterig“, „Flimmerschibe“, „Lustkonserve“. Und wie treffend steht „Herzwandrunzle“ für das allbekannte „Infarkt“.

Man glaubt dem Dichter, wenn er bekennt, er habe diese Gedichte „ab em Herze gschribe“. Das Buch endigt, bezeichnend für die Absicht seines Verfassers, mit einem Dankgebet und einem „Wunsch uf d Letschti“, der ernst, tief und ehrlich empfunden ist.

Man kann diesem inhaltsschweren Buch von Gerhard Jung nur wünschen, daß die Mahnungen von uns allen gehört werden: daß wir mit ihm nachdenken über alle seine Fragen („Mit eme Schlüsselblüemli chasch kei Geldschrank aufmache, aber amend e Menscheherz. Was gilt der meh?“), daß wir mit ihm zuversichtlich der Zukunft entgegensehen („Gege Herzwandrunzle hilft e herzhaft Schmunzle“), daß wir uns aber auch mit ihm weiterweben lassen im Webstuhl Gottes, im tröstlichen Vertrauen: „Wenn ganz im Tiefsten unte bisch, goht jede Weg berguf.“

Hubert Baum.

**Max Rieple:** „Schwarzwaldstraßen — Schwarzwaldtäler“, Format 22 x 22,2 cm, Halbleinen, 22 DM, Badenia-Verlag Karlsruhe.

Richard Gäng

**Günther Imm:** „Nordschwarzwald“. Zu einem neuen Heimatbuch unseres Landschreibers

Günther Imm, in Rastatt in einem volksbildenden Beruf tätig, verfaßt in der freien Zeit aus Berufung und Leidenschaft heimische Bücher, die der Unterhaltung und Weiterbildung des Volkes dienen. Mehrere Werke, darunter Pracht Ausgaben, erschienen. Im neuen Buch zeichnet er mit seiner sicheren Feder in ca. 50 Kapiteln alles und jedes Überraschende und Schöne des nördlichen Schwarzwaldes, den er „Ferienland zwischen Kinzig und Enz“ nennt. Berge und Täler, Flüsse und Seen, Städte und Dörfer, Schlösser und Ruinen, Quellen und Bäder, Kirchen und Klöster, Fabriken und industrielle Anlagen, Wälder und Naturidyllen, die Fremdenindustrie mit Wanderherbergen, Wanderparkplätzen, Wanderwegen und Autotouren, mancherlei berühmte Einzelorte wie etwa die Goldstadt Pforzheim, das Kloster Hirsau, die Kunst und ihre Schöpfungen, die Menschen, ihre Folklore, ihre Mundarten, ihre „Vesper und Viertele“, ferner die Pflanzen und Tiere, das Erdkundliche und Geschichtliche aus Vergangenheit und Gegenwart usw. Alles wird kenntnisreich und wohl dosiert in einem flüssigen und plastischen Stil, der belehrt und fasziniert, vorgestellt, gewürdigt und oft in ein neues Licht gerückt. Der Verfasser ist ein gewiegter Kenner und profunder Freund der Heimat, ein Meister des Stiles. Das Buch ist prächtig ausgestattet, eine bibliophile Gabe.

Günther Imm: „Nordschwarzwald“, 180 Seiten, 48 ganzseitige Fotos, viele Tuschzeichnungen, 12 Seiten Register im Anhang, großer, klarer Druck, Format 17,5 x 25 cm, 24,60 DM, Verlag Weidlich.

Richard Gäng

**Badisches Geschlechterbuch**, Vierter Band 1972, 563 Seiten,

illustriert mit 4 farbigen Wappen, sowie 36 Ahnen- und Wohnsitzbildern, bearbeitet von D. Dr. Otto Beuttenmüller, 7518 Bretten in Baden, Heilbronner Straße 3, Preis DM 42.—.

In der Reihe Deutsche Geschlechterbücher, Band 161, 1972, Verlag von C. A. Starke, Lim-

burg an der Lahn, ist das o. a. Badische Geschlechterbuch mit den Stammfolgen der Geschlechter: Bitterolf-Bittrolf, Gierich, Sachs, Sander, Vischer und Wilser-Wülser erschienen.

Die *Bitterolf* aus Gernsbach (Murgtal) kommen in verschiedenen Gegenden im alemanisch-schwäbischen Südwesten vor, dann in Freiburg i. Brg., Straßburg i. Els., Konstanz, Bretten u. a. Orten.

In Gernsbach beginnt um 1620 eine mehrfach verzweigte Müllerlinie auf der „hinteren Mühle“, die sich später auf der gräflich Ebersteinischen Stadtmühle in Gochsheim/Baden (1660—79), Schloßmühle in Rüppurr, den Mühlen in Königsbach, Rotenfels, Rastatt, Grötzingen und Durlach fortsetzt.

Die *Gierich* aus Neureut/Karlsruhe (ev.) sind hier bereits 1534 erwähnt und kommen hauptsächlich in Blankenloch, Bruchsal, Ettlingen, Freiburg i. Brg., Hagsfeld und Karlsruhe vor. Die ältesten Namensträger sind Magister und Prediger, Präzeptoren; später Erbleiher des Klosters Gottesau/Durlach, dann Handwerker, Wirte mit Ehrenämtern und schließlich Akademiker.

Die *Sachs* aus Weißenburg am Sand/Bayern und hier bereits im 16. Jh. erwähnt, kommen im fränkischen, hessischen, schwäbischen und schweizerischen Raum vor. Die Ältesten waren Stadtmusikus, Türmer und Vögte in Weißenburg, dann Amtmann in Münzesheim/Bruchsal, Präzeptor in Durlach und Karlsruhe. Dessen Nachkomme wird markgrfl. bad. Kammerrat in Karlsruhe, von dem der weitverzweigte badische Stamm ausgeht.

Die *Sander* (Zander) aus Drossen, Krs. Westernburg, Prov. Brandenburg (ev.) haben sich nach den Türkenkriegen in Freiburg i. Brg., Offenburg (Baden), Aalen (Württb.) und Gauting (Bayern) verbreitet. Das Geschlecht wird bereits im 14. Jh. in Drossen erwähnt. Die ältesten Nachfolger sind im 16. Jh. Theologen, Bürgermeister in Ratzeburg, Pfarrer zu Lüneburg und Gerdau. Christian Sander, geb. 1655 in Ratzeburg, zog als Feldscher mit den Truppen des Türkenlouis vor Wien, heiratete eine Wienerin und blieb nach dem Krieg mit seinen Nachkommen in der Markgrafschaft Baden und begründete den badischen Zweig, der heute in Baden-Württemberg und Bayern in 10 Generationen blüht. Das weibliche Geschlecht versippte sich

mit dem bekannten Lehrer Schnupftabak-Fabrikantengeschlecht v. Lotzbeck. Der Landrat Sander in Offenburg ist dem Unterzeichneten noch in angenehmer Erinnerung durch ein Erlebnis im Bad Antogast 1941.

Die *Vischer* aus Großbottwar (Württemberg) (ev.) in Heidelberg, Maulbronn, Stuttgart und Zürich werden im 16. Jh. in Großbottwar als Weingärtner, Grund- und Hausbesitzer mit Ehrenämtern erwähnt, sie sind aber hier nach 1700 ausgestorben. Zweige wanderten nach Groß-Sachsenheim und im 18. Jh. nach Baden, Frankfurt und in die Schweiz aus. Auch dieses tüchtige Geschlecht hat sich vom bäuerlichen-handwerklichen bis zum akademischen Stand hochgearbeitet. Die Töchternachkommen sind besonders herausgestellt, weil sie eine bedeutende breitere Schicht bilden.

Die *Wilser-Wülser* aus Linn AG Schweiz (ref.-ev.) und hier schon 1431 erwähnt, wanderten nach dem 30jährigen Krieg in den menschen-

leeren Kraichgau/Nordbaden aus und ließen sich in Münzesheim und Bretten nieder.

Von hier aus verbreiteten sie sich nach Weingarten, Pforzheim, Gochsheim (Baden), Eutingen, Wiernsheim, Steinsfurth, Eggenstein, Singen bei Pforzheim, Heildelshausen, Karlsruhe und andere Orte des In- und Auslandes. Die tüchtigen Nachkommen dieses Geschlechts haben sich vom Bauern- und Handwerkerstand mit höchsten Ehrenämtern bis zum angesehenen Kaufmanns- und Akademikerstand emporgearbeitet.

Dem Bearbeiter dieses Buches mit den Einsendern der Stammfolgen: Herrn Th. Vischer, Studienrat in Stuttgart, Herrn Peter Gierich, Dipl.-Ing., Etlingen und Herrn Ferdinand Sander, Mannheim, gebührt für die mühevollen, jahrelangen, fleißigen Klein- und Forschungsarbeiten höchstes Lob. Sie haben allen Heimat- und Familienforschern im ganzen Bundesgebiet einen großen Dienst erwiesen und sich in unserer Heimat sehr verdient gemacht.

Rudolf Herzer, Freiburg i. Brg.



**Mitglieder,  
werbt neue  
Mitglieder!**

**Stiftet Mitgliedschaften  
als Geschenke!**

**Ziel für 1973:  
Jedes Mitglied wirbt  
ein neues Mitglied.**

